

DISKUSSION

Zusammenfassung der theoretischen und empirischen Ergebnisse

Beziehen wir die in der vergleichenden empirischen Untersuchung gewonnenen Erkenntnisse über die Struktur und Dynamik von Diskursen auf die normative Theorie und deren bereits auf theoretischer Ebene festgestellte Probleme zurück, so ergibt sich eine ähnliche Feststellung, wie Schwinn sie über Luhmanns Systemtheorie getroffen hat: Die normative Diskurstheorie bietet »interessante Überlegungen bei problematischen Voraussetzungen« (vgl. Schwinn 1999: 189). Interessant sind die Überlegungen nicht nur aufgrund ihres Beitrags zur soziologischen Theorie, sondern auch im Hinblick auf die empirische Wirklichkeit. Die untersuchten Online-Diskurse weisen durchweg ein beachtliches diskursives Niveau auf, das sie zu Kandidaten für die durch die normative Theorie beschriebene Form von diskursiver Kommunikation macht. Entsprechend erscheinen auch die Erwartungen in Bezug auf ihren Beitrag zum politischen Prozess als gerechtfertigt, die sich aus der normativen Theorie deliberativer Demokratie ergeben.

Die bisherige Forschung über politische Diskussionen im Internet ist sowohl in ihrer übermäßig positiven als auch ihrer übermäßig negativen Bewertung dieser Form politischer Diskussionen zu korrigieren: Weder können die Besonderheiten der Kommunikation im Internet für die zuweilen beobachteten Fälle von aggressiven und nicht zielgerichteten Diskussionen pauschal verantwortlich gemacht werden, noch hat die hier vorgelegte Untersuchung Anhaltspunkte für einen grundlegenden Wandel des gesamten politischen Prozesses durch die neuen Medien ergeben, wie ihn etwa Al Gore zu einem frühen Zeitpunkt der Internetent-

wicklung voraussah (Gore 1994). Wohl aber lassen sich ebenso konstruktive wie zivile Diskussionen über das Internet und entsprechende Online-Foren durchführen, die noch dazu die besonderen Eigenschaften der Online-Kommunikation ausschöpfen, nämlich die Möglichkeiten zu zeitlich gegenüber der Interaktionssituation entzerrter Kommunikation und zu massenhafter, abgesehen von der doppelten Zugangsproblematik (technische und Kompetenz-Aspekte) weitestgehend offener Teilnahme an der Diskussion. Damit realisieren Online-Diskurse eine Form von Kommunikation, die dem deliberativen Ideal näher kommen kann als andere Formen, wenngleich auch für sie bestimmte Einschränkungen gelten, wie die Beschränkung der zur Verfügung stehenden Zeit oder die Eingrenzung auf bestimmte Themen.

Gerade die Ausführungen über die Bedingungen für derart positiv zu bewertende Diskursformen sind es allerdings, die im Vergleich zur realweltlichen Kommunikation unsere Einschätzung der »problematischen Voraussetzungen« provozieren. Denn die kommunikationstheoretische Begründung der Diskurstheorie stellt einen Zusammenhang her zwischen Bedingungen wie etwa der Gleichheit der Chancen zur Teilnahme, einer ausgewogenen Beteiligung, der Offenheit für alle relevanten Themen und dem Fokus auf Argumente einerseits und den konsensualen, für alle Beteiligten rational akzeptierbaren Ergebnissen der Diskussion andererseits, die aufgrund solcher Verfahrensbedingungen eine besondere Legitimität für sich beanspruchen können. Während sich jedoch in der empirischen Untersuchung durchaus rationale und grundsätzlich akzeptierbare, nicht durch Machteinflüsse, sondern primär durch die Kreativität der Teilnehmer beschränkte Diskursergebnisse beobachten ließen, wichen die Kommunikationsbedingungen in den Diskursen in unterschiedlichem Maße, aber insgesamt durchgehend, von den durch die normative Diskurstheorie ausgewiesenen und eingeforderten ab. In Verbindung mit der aus einer theoretischen Perspektive vorgebrachten Kritik an den kommunikationstheoretischen Grundlagen der Diskurstheorie schließen wir, dass sich der angenommene Zusammenhang zwischen den Kommunikationsbedingungen und den diskursiven Ergebnissen und Leistungen nicht in der in der Diskurstheorie angenommenen Weise bestätigen lässt. So interessant die Überlegungen zum Stellenwert von Diskursen im politischen Prozess sind, so problematisch sind ihre theoretischen Voraussetzungen, sofern sie die hier kritisierten Zusammenhänge herstellen und begründen.

Betrachten wir vor dem Hintergrund von theoretischer Kritik und empirischen Ergebnissen noch einmal diejenigen Qualitäten der Kommunikationsformen, die von der normativen Theorie für den öffentlichen Diskurs eingefordert werden. Wir orientieren uns dabei an der bereits im

empirischen Abschnitt herangezogenen, auf die Praxis realweltlicher Kommunikation bezogenen Darstellung von Peters (1994), der drei grundlegende Strukturmerkmale des normativen Modells öffentlicher Kommunikation anführt. Das erste Strukturmerkmal ist die »Gleichheit und Reziprozität« der kommunikativen Beziehungen, nach der jeder potentiell Betroffene in gleichem Maße teilnehmen und sein Anliegen zu Gehör bringen können soll. Unsere Studie hat zum einen für den Fall der Online-Deliberation bestätigt, was Untersuchungen öffentlicher Kommunikation bereits vielfach festgestellt hatten, nämlich dass die Gleichheit der Beteiligung bereits bei einer kleinen Gruppe nicht mehr sicher gestellt werden kann, ohne den Kommunikationsprozess zu stören und künstliche Steuerungsmechanismen einzuführen. Zum anderen zeigt die Beobachtung von anonymen Online-Foren, dass das beschriebene Phänomen offenbar nicht in erster Linie durch die Merkmale der Teilnehmer bedingt ist, sondern vielmehr ein Resultat der im Kommunikationsprozess wirksamen Mechanismen darstellt.

Zwar gesteht die normative Theorie ein derartiges Gefälle im Ausmaß der faktischen Beteiligung ein, doch richten sich die Bemühungen, deren angenommene negative Folgen abzuwenden, vor allem auf die Auswahl der Teilnehmer und den Abbau von Zutrittsbeschränkungen, etwa in Form von Ausgewogenheitsforderungen im Rundfunk (Peters 2001: 674). In der vorliegenden Studie konnten sozialstrukturelle Merkmale der Teilnehmer und ihr Einfluss auf die Diskussion nur im begrenzten Rahmen einer Einzelfallstudie untersucht werden. Dort zeigte sich allerdings, dass neben eventuellen sozistrukturellen Determinanten der Medienpräferenz (wie sie vor allem von der »Uses & Gratifications«-Theorie betont werden, vgl. Jäckel 2005: 70ff.) auch das Thema der Diskussion und die institutionelle Anbindung eine Rolle spielen.

Entgegen dem vorherrschenden Fokus auf die Beschränkungen des Zugangs zur Diskussion zeigt unsere empirische Untersuchung, dass eine wesentliche Ursache für Ungleichheiten der Beteiligung im Prozess der Kommunikation selbst zu sehen ist, nämlich in der Ausdifferenzierung unterschiedlicher kommunikativer Rollen. In diesem Zusammenhang ergab sich durch die Identifizierung dreier unterschiedlicher Teilnehmerrollen ein wichtiges Korrektiv zur verbreiteten Vorstellung einer Zweiteilung der Teilnehmerschaft in aktive und passive Teilnehmer, verbunden mit der Vorstellung, die aktiven Teilnehmer würden die Diskussion inhaltlich dominieren und in ihrem Sinn dirigieren. Dass dem nicht so ist, ergibt sich aus der differenzierten Betrachtung sowohl der Aktivität der Teilnehmer als auch ihrer Resonanz in der Diskussion. Demnach dominieren die besonders aktiven Teilnehmer die Diskussion allein in quantitativer Hinsicht, wohingegen sie inhaltlich eine eher mo-

derierende Rolle einnehmen, die insbesondere Hilfestellungen gegenüber den weniger aktiven Teilnehmern einschließt.

Noch stärkeres Gewicht in der Kritik der normativen Theorie gewinnen diese Ergebnisse durch die gleichzeitige Betrachtung einer wichtigen Dimension der diskursiven Kommunikationsform, nämlich der Interaktivität zwischen den Teilnehmern. Hier zeigte sich in der vergleichenden Analyse der neun Fälle, dass zwischen der Dimension der Ungleichheit der Beteiligung und der Dimension der Interaktivität der Diskussion ein Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang ist aber nicht in der Form ausgeprägt wie in der theoretischen Literatur, insbesondere im Anschluss an Mills, angenommen, nämlich als Paarung von gleichmäßig verteilter Beteiligung und hoher Interaktivität auf der einen Seite und von ungleichmäßiger Beteiligung und unidirektonaler Kommunikation auf der anderen Seite. Vielmehr ist eine positive Korrelation zwischen dem Ausmaß an Ungleichheit der Beteiligung und dem Grad der Interaktivität des Diskurses festzustellen. Das heißt, starke Ungleichheit wirkt sich keineswegs negativ auf die Interaktivität aus, sondern kommt gepaart mit einem hohen Grad von Interaktivität vor.

Dieses Ergebnis widerspricht unmittelbar der Annahme der normativen Diskurstheorie, dass diskursive Kommunikation sich vor allem in kleinem Rahmen und unmittelbarem, interaktivem und gleichberechtigtem Austausch einstellen kann. Die empirische Analyse deutet vielmehr darauf hin, dass die Rollendifferenzierung unter den Teilnehmern, die hier als Ursache der ungleichmäßigen Beteiligung identifiziert wurde, durchaus zur Qualität der Diskussion im Sinne eines stärkeren Austauschs zwischen den Teilnehmern beiträgt. Daher ist Peters zuzustimmen, wenn er in Bezug auf große Öffentlichkeiten bemerkt, das Gleichheitsprinzip der normativen Theorie müsse revidiert werden (Peters 1994: 52). Allerdings ist die Revision nicht in Richtung einer Quotierung der Beitragsmengen auszustalten, sondern viel grundlegender in Richtung einer differenzierten Berücksichtigung sowohl der Beiträge als auch der wechselseitigen Bezugnahmen unter den Teilnehmern.

Als zweites Strukturmerkmal fordert die normative Theorie die prinzipielle Offenheit des Diskurses für Themen und Beiträge sowie adäquate Kapazitäten zu ihrer Verarbeitung auf Seiten der Teilnehmer. Außer durch spezielle Gebote wie z. B. des Respekts und der Allgemeinheit der Themen soll nur der Diskurs selbst über die Relevanz von Themen und Beiträgen entscheiden. In der Tat hat die empirische Untersuchung gezeigt, dass sich typische »Diskurswerte« aufzeigen lassen, die, ähnlich wie die Nachrichtenwerte in der massenmedialen Kommunikation, die Wahrscheinlichkeit beeinflussen, dass ein Beitrag rezipiert wird und durch einen Folgebeitrag Anschluss innerhalb der Diskussion findet.

Diese Diskursfaktoren begünstigen im Ergebnis die Rezeption von originären, konstruktiven Meinungsäußerungen, aber auch von Diskussionsbeiträgen, die sich reflexiv auf die vorangehenden beziehen. Zwar zeigt sich also eine starke Selektivität der Anschlusskommunikation, doch wirkt sich diese nicht als Verhinderung von neuen Inhalten aus, sondern unterstützt bzw. belohnt eher noch deren Einbringung.

Darüber hinaus weisen die Diskurse eine große Offenheit für Themen auf, sofern sich diese innerhalb des Themenrahmens bewegen. Der Themenrahmen selbst wurde dabei – im Gegensatz zu Ergebnissen anderer Beobachtungen – erstaunlich gut eingehalten, ein Ergebnis, das unter anderem dem direkten oder vermittelten Einfluss von Moderatoren bzw. deren schierer Präsenz zuzurechnen sein dürfte. Die Online-Diskurse entsprechen also weitgehend dem normativen Ideal der Offenheit für Themen und Beiträge, zumindest soweit dieses wie von Peters als »Merkmal des Auswahlprozesses« verstanden wird (Peters 1994: 63). Sie operieren zwar hochgradig selektiv bezüglich der Kontinuierung nur bestimmter Beiträge, doch fördern die dabei wirksamen Selektionskriterien offenbar gerade neue und originäre Beiträge und regen dadurch zu einer Bereicherung der Diskussion mit immer neuen Themen an – sofern sich diese innerhalb des aufgespannten Rahmens bewegt.

Schließlich bilden die diskursiven Strukturen der Kommunikation das dritte relevante Merkmal der Qualität von Diskursen in den Augen der normativen Theorie. Unter diesen Aspekt fallen insbesondere die Form von Beiträgen sowie die Arten der Bezugnahme der Teilnehmer aufeinander. Die normative Theorie sieht hier insbesondere Ernsthaftigkeit der Teilnehmer vor, die sich in ihren Beiträgen auf sachliche Argumentation beschränken sollen und alle nicht-rationalen Formen der Beeinflussung, wie z. B. emotionale Appelle oder zu stark subjektiv geprägte Sichtweisen, aus der Kommunikation heraushalten sollen. Außerdem wird von den Teilnehmern eine Orientierung auf wechselseitig akzeptierbare Äußerungen erwartet, also auf einen Konsens hin.

Dagegen wurde in der Literatur zur politischen Deliberation häufig auf die inhärente Verknüpfung nicht-argumentativer Aspekte mit Kommunikation hingewiesen, die nur eine analytische Trennung von sachlicher Ebene und anderen Ebenen der Kommunikation zulässt. Ebenso wurde etwa der große Wert von Narrationen für den Diskurs in der theoretischen Literatur (Guttman/Thompson 1996; Young 1996, 2000; Sanders 1997; Dryzek 2000; D. Miller 2002) sowie auf der Basis empirischer Untersuchungen betont (Polletta/Lee 2006). Auch wurde auf die exkludierende Wirkung von argumentativer Kommunikation verwiesen, also darauf, dass potentielle Teilnehmer von einer Diskussion abgeschreckt werden, die ein hohes Maß an Informiertheit und Sachbezogen-

heit von den Teilnehmern abfordert (Young 1996; 2000; Gambetta 1998). Schließlich bildet die Konsensorientierung einen zentralen Gegenstand der Kritik (Young 1986; Rescher 1993), der allerdings in der Entwicklung der normativen Diskurstheorie entsprechend abgeschwächt wurde (Habermas 1996c: 335f.).

Unsere Theoriediskussion hatte bereits ergeben, dass die Auszeichnung von Argumentation als einer für die Rationalisierung und Legitimierung von Diskussionen privilegierten Form der Kommunikation auf problematischen theoretischen Annahmen beruht. Die empirische Beobachtung der Diskussion in den Online-Foren zeigte, dass sowohl argumentative als auch andere Formen der Kommunikation verwendet werden, unter letzteren sind etwa narrative, expressive, rein informative oder auch provozierende Formen zu nennen. Entgegen der Argumentation von Autoren, die Deliberation an das Modell alltäglicher Kommunikation annähern, fand unsere Studie keinen Beleg für eine besondere, reaktionssteigernde Wirkung von narrativen Elementen in den Beiträgen, also von Schilderungen persönlicher Erlebnisse.

Betrachtet man die Form der Kommunikation vor dem Hintergrund der Frage, inwieweit jeweils die Fortführung des Diskussionsprozesses durch Anschlusskommunikation angeregt wird, zeigt sich, dass Narrationen weder besonders stark zur Fortsetzung der Kommunikation durch Anschlussbeiträge beitrugen noch sich abschwächend auf die Anschlusswahrscheinlichkeit auswirkten. Auch ob ein Beitrag Argumente enthielt oder nicht, wirkte sich nicht in feststellbarem Maß auf die Anschlusswahrscheinlichkeit aus. Ebenso fanden auch solche Beiträge weniger Resonanz, die sich kritisch oder affirmativ auf andere Beiträge bezogen. Dagegen wurden bevorzugt Beiträge aufgenommen, die eine eigene, neue Meinung zur Diskussion beisteuerten oder konstruktiver Art waren. Diesen Ergebnissen zufolge scheint sich also keine deutliche Orientierung auf Argumentation in den Diskussionen einzustellen. Gleichzeitig zeigen sich aber auch nicht die in der kritisch gegenüber der normativen Diskurstheorie eingestellten Literatur angeführten Argumentationsketten, in denen sich Kritik an Kritik reiht, ohne dass sich die Diskussion in der Sache bewegen würde.

Zwei weitere Eigenschaften, die üblicherweise mit Argumentativität assoziiert werden, erwiesen sich allerdings wiederum als angeschlussverstärkend: ein gewisser Grad der Zivilität von Beiträgen, der sich in Form von sachlicher, nicht auf die Person gerichteter Kommunikation ausdrückte oder aber in der Abwesenheit von provokativen Elementen, sowie eine Reflexivität, die nicht die Sinnhaftigkeit oder die Einzelheiten des gesamten Diskussionsprozesses infrage stellt (und aus dem thematischen Rahmen fallen würde), sich aber durchaus reflektierend auf den

unmittelbar vorausgehenden Prozessabschnitt bezieht. Beide Aspekte unterstützen die sachliche Orientierung der Diskussion. Ebenfalls fand sich in keiner der Diskussionen ein nennenswerter Anteil strategischer Verhandlung, was allerdings vermutlich dem Umstand geschuldet ist, dass es in keiner der Diskussionen um konkrete Entscheidungen ging, sondern allein um die Erstellung von Meinungsbildern und die Anreicherung der Entscheidungsmöglichkeiten.

Dennoch erfolgte die diskursive Kommunikation in einer Weise, die nicht der Fixierung auf ernsthafte Argumentation in der normativen Diskurstheorie entspricht. Denn zur Feststellung, dass die Verwendung von Argumenten nicht zur Resonanz beiträgt, gesellt sich die Beobachtung, dass die Teilnehmer mit ihrer kommunikativen Rolle experimentieren. Dies beginnt bei der Wahl eines Pseudonyms (in den DEMOS- sowie EU-Diskussionen), die zum Teil als ironische Anspielungen zu verstehen sind. Dazu gehören auch Beiträge, die im strengen Sinne als Täuschungen zu verstehen wären, da in ihnen ein Teilnehmer nicht seine persönlich-subjektiven Ansichten ausdrückt, sondern aus einer hypothetischen Position heraus Stellung bezieht. Für diese Art von Beiträgen, zu denen auch das Verhalten von »Agents provocateurs« zu zählen ist, scheint uns allerdings der Begriff der »Probekommunikation« (in Anlehnung an den Begriff des Probehandelns bei Freud, vgl. Lepenies 1967: 48) angemessener als der der Täuschung. Denn dann wird auch deutlich, dass diese Kommunikationsformen nicht das »für kommunikative Verständigung notwendige Vertrauen« zerstören (Peters 1994: 66), sondern vielmehr ein wichtiges Mittel des Umgangs der Teilnehmer mit komplexen und nicht vollständig rational zu durchschauenden Problemstellungen darstellen und insofern wesentlich zur diskursiven Kommunikation gehören.

Schließlich ist auch das hohe Maß an Engagement, das sich in vielen Diskussionen feststellen ließ und sich insbesondere in der hohen Zahl von Beiträgen äußert, sowie das Interesse an inhaltlichen Konflikten bzw. am Dissens ein Indikator dafür, dass die Teilnehmer die Herausforderung diskursiver Kommunikation als spielerische Herausforderung annahmen und sich entsprechend positionierten und verhielten. Dieses geteilte Interesse an der Auseinandersetzung, wenn auch nicht in argumentativ-ernsthafter Weise, sondern auch in einer an der Ausreizung und Modifikation der Diskursregeln orientierten Weise, schaffte sozusagen auf einer Metaebene eine Gemeinsamkeit, wo sie sachlich häufig nicht gegeben war. Entsprechend der bereits im empirischen Teil festgestellten Ausdifferenzierung einer Metaebene der Kommunikation lässt sich auch die Form der Kommunikation als in wesentlichen Teilen auf diese Metaebene bezogen einordnen. Eine solche Differenzierung weicht

zwar vom normativen Diskursmodell deutlich ab, das eine sachliche Orientierung als notwendig ansieht, sie legt aber auf der anderen Seite einen wichtigen Grundstein für die individuelle Motivation sowie das gemeinschaftliche, auf wechselseitige Bezugnahme ausgerichtete Engagement der Teilnehmer.

Das Beispiel des Versuchs einer Nutzung des Diskurses für die Durchsetzung eigener Interessen, das im Fall der Hamburger DEMOS-Diskussion zur »Wachsenden Stadt« beobachtet wurde, zeigt auf, dass diskursgefährdende Beiträge gerade deshalb geringe Chancen auf Erfolg hatten, weil die anderen Teilnehmern nicht im vollen Maße inhaltlich auf sie eingingen, sondern die auf die Diskusebene selbst zielende Gefahr erkannten und die Argumentation in solche Aspekte aufgliedern konnten, die in Einklang mit der Diskurstradition standen, wohingegen andere Aspekte unbeantwortet blieben. Peters sieht in seiner Analyse der mit Blick auf empirische Bedingungen der Kommunikation vorgebrachten Einwände gegen die Diskurstheorie keine Notwendigkeit, die normativen Prinzipien in diesem Punkt zu revidieren (Peters 1994: 70). Unsere Ergebnisse verweisen dagegen auf die Bedeutung von Faktoren wie die Motivation der Teilnehmer und deren hypothetische, kritisch-reflexive Haltung gegenüber dem Diskurs, die in einem spielerischen, unernsten Umgang mit den Diskursregeln ihren Ausdruck finden. Für diese Kommunikationsformen stellt das argumentative, rein sachliche Diskutieren offenbar kein adäquates Modell dar.

Die in dieser Studie vorgelegten empirischen Untersuchungen belegen also die auf kommunikationstheoretischer Ebene festgestellten Schwierigkeiten der normativen Diskurstheorie. Gleichzeitig verweisen sie aber auch durch ihren Detailreichtum und ihre Reibungspunkte mit der Literatur zur Online-Kommunikation einerseits und zur Deliberationsforschung andererseits auf Möglichkeiten der Weiterentwicklung der Theorie hin zu einer realistischeren und belastbareren kommunikations-theoretischen Grundlage der Theorie politischer Diskurse.

Dass die normative Diskurstheorie dafür einen ausgezeichneten Ausgangspunkt darstellt, ist aus dem Stellenwert der Theorie in der aktuellen demokratietheoretischen Diskussion ebenso ersichtlich wie aus der insgesamt zutreffenden Beschreibung der Leistungsfähigkeit von Diskursen zur Bereicherung des politischen Prozesses, insbesondere der Meinungsbildung. So erwiesen sich die untersuchten Diskurse – bei Abstrichen in einzelnen Fällen und Aspekten – als gelungene Beispiele der Einbeziehung von Bürgern in den Entscheidungsfindungsprozess, wobei die technische Vermittlung eine neuartige, aber im Vergleich zu etablierten medialen Kontexten nicht wesentlich andere Form der diskursiven Kommunikation möglich machte. Die Ergebnisse der Diskurse – die

große Zahl der Teilnehmer und Beiträge sowie das Ausmaß wechselseitiger Bezugnahmen, die Vielfalt und Konstruktivität der erarbeiteten Vorschläge sowie die positive Resonanz, die sich an den Selbstäußerungen der Teilnehmer über die Diskurse ableSEN lässt – entsprechen den Erwartungen der normativen Diskurstheorie durchaus und bekräftigen deren Annahmen über die Rolle von Diskursen in der öffentlichen Kommunikation.

Diese Ergebnisse sind allerdings auf der Basis anderer kommunikativer Bedingungen und Formen entstanden als in der normativen Diskurstheorie angenommen. Daher ist zu fragen, wie die kommunikationstheoretische Grundlegung einer Diskurstheorie zu fassen ist, die bei anderen Grundannahmen zu ähnlichen Ergebnissen kommt. Zur Beantwortung dieser Frage ist zunächst etwas weiter auszuholen. Wir untersuchen zunächst verschiedene sozialwissenschaftliche Diskursmodelle, die in Konkurrenz zu dem Modell der normativen Diskurstheorie stehen und daher bisher außen vor gelassen worden waren. Auf dieser Basis wird schließlich ein alternatives kommunikationstheoretisches Modell diskursiver Kommunikation skizziert.

Diskursive Kommunikation in der Perspektive alternativer Theorien

Der folgende Überblick alternativer theoretischer Beschreibungen diskursiver Kommunikation beschränkt sich auf einen kurSORischen Durchgang ohne Anspruch auf umfassende Würdigung der einzelnen (Groß-)Theorien, der folgende Modelle umfasst: den Diskursbegriff von Michel Foucault, die kommunikations- und diskurstheoretischen Aussagen von Pierre Bourdieu und die Theorie des symbolischen Interaktionismus. Die Theorien werden nur soweit dargestellt, wie sie sich auf die Grundlagen diskursiver Kommunikation beziehen bzw. beziehen lassen. Inspiriert durch diese theoretischen Modelle, soll im nachfolgenden Abschnitt eine eigene Sichtweise der kommunikationstheoretischen Grundlagen von politischen Diskursen skizziert werden.

Foucault: Diskurse als Strukturen des Wissens

Habermas' Diskursbegriff hat in der Demokratietheorie große Resonanz gefunden. Innerhalb der Kulturwissenschaften ist jedoch die Diskursthe-

orie Foucaults prägender gewesen.¹ Foucault bildet in verschiedener Hinsicht einen Kontrapunkt zu Habermas (Schöttler 1997: 138f.): Während Habermas an einer durch Vernunft begründeten Theorie festhält, zeichnet sich Foucaults Theorie gerade durch eine radikale Vernunftkritik aus (Ingram 1994). Auch konzentriert sich Foucaults Untersuchung diskursiver Formationen auf solche Wissensstrukturen, die bereits systemisch ausdifferenziert sind, wie z. B. in Medizin, Politik, Recht etc. Dagegen geht Habermas mit seinem lebensweltlichen Diskursbegriff von einer quer zu den systemisch ausdifferenzierten Gesellschaftsbereichen verlaufenden Form der Kommunikation aus. Schließlich bevorzugt Foucault eine historisch vergleichende Perspektive der Kontingenzen, wohingegen sich Habermas stärker für die universal übergreifenden Merkmale diskursiver Kommunikation interessiert. Trotz dieser unterschiedlichen Ausgangspunkte erscheint ein Vergleich beider Theorien aufschlussreich, da beide Autoren den philosophischen Ausgangspunkt einer Verabschiedung der Subjektphilosophie teilen und in ihrem sozialphilosophischen Ansatz den »linguistic turn« nachvollziehen.

Die folgende Diskussion behandelt zunächst die philosophischen bzw. sozialtheoretischen Grundlagen, auf denen Foucault seine Theorie aufbaut. Bereits genannt wurden die Vernunftkritik und der Abschied von der Subjektphilosophie. In einem zweiten Schritt wird der Begriff des Diskurses dargestellt und analysiert. Schließlich kommen die unterschiedlichen Perspektiven auf Diskurse, die sich aus der Theorie ergeben, in den Blick, namentlich die archäologische und die genealogische Analyse. Neben den Strukturmerkmalen von Diskursen geht es dabei auch um den Begriff der Macht, an den sich die kritische Diskussion der Foucault'schen Diskurstheorie anschließt.

Foucaults Diskursbegriff ist vor dem Hintergrund der von ihm entwickelten Variante poststrukturalistischer Theorie zu verstehen. Ausgehend von einer strukturalistischen Perspektive, die sich an der Weiterführung des »linguistic turn« sowie an Foucaults Interesse an einer »Tieffengrammatik« des Sozialen (Honneth 2003: 26) bzw. an den generativen Codes (Rusterholz 1996: 175) ablesen lässt,² entwickelt er diese in drei Richtungen weiter. Verglichen mit dem Strukturalismus, ist Foucaults Theorie sensibler für die Rolle von Zeit in sozialen Prozessen –

- 1 Vgl. etwa Keller 2004: 16: »Für die heutige Begriffskonjunktur von ›Diskurs‹ sind die Arbeiten des Philosophen Michel Foucault am folgenreichsten.«
- 2 Geertz nannte ihn einmal einen »counter-structuralist structuralist« (Geertz 1978). Allgemein zu strukturalistischen Einflüssen bei Foucault vgl. Dreyfus/Rabinow 1994. Foucault selbst wehrte sich allerdings entschieden gegen die Bezeichnung als Strukturalist (s. Foucault 1969: 1063).

als historische Kontingenz (vgl. Foucault 1974: 44 sowie 1971: 180f.) wie auch als temporale Dynamik (vgl. Reckwitz 2000: 270ff.). Die Betonung der Möglichkeit einer Transformation von Ordnungen steht im Gegensatz zur einseitigen Betrachtung von Strukturen als determinierend im Strukturalismus (vgl. Frank 1984: 234). Schließlich geht es Foucault auch um die Kontextualisierung der diskursiven Praktiken in Feldern der Macht oder der Wissenschaft, mit der eine isolierte Betrachtung vermieden werden soll.

Der Begriff des Diskurses selbst wird von Foucault nicht präzise definiert, vielmehr führt er ihn als offenen Begriff ein (vgl. Foucault 1973: 48ff.), der nicht zu einer Theorie des Diskurses hinführen soll (Dreyfus/Rabinow 1994: 11), sondern eine allgemeine Forschungsperspektive umreißt (vgl. auch Keller 2004; Kneer 1996). Die bereits erwähnten epistemologischen Ausgangspunkte grenzen den Diskursbegriff zunächst ein. Foucault geht es beim Diskursbegriff nicht allein um Kommunikation, sondern allgemeiner um soziale Praktiken und Strukturen des Wissens. Kommunikation spielt dabei eine bedeutende Rolle, besonders in der frühen Phase der Werkentwicklung, die noch unmittelbar an die linguistische Wende anknüpft. Dabei ist aufschlussreich, dass Foucault den Kommunikationsbegriff selbst nicht verwendet, offenbar um den Anklang eines Austauschs zwischen Subjekten zu vermeiden (Reckwitz 2000: 271, FN 138), bzw. Kommunikation als dem Diskurs untergeordnet ansieht (Foucault 1974: 27; vgl. auch Bublitz 2001: 81). Gemäß seiner These vom Verschwinden des Autors (Foucault 1969) sollen auch bei der Betrachtung von Diskursen nicht die Intentionen und Merkmale der beteiligten Subjekte im Vordergrund stehen, sondern allein die überindividuellen Strukturmuster. Des Weiteren gilt die Brüchigkeit historischer Entwicklungen auch für Diskurse, die zwar einerseits eine gewisse Einheitlichkeit aufweisen müssen, um als Zusammenhang erkannt zu werden, die aber andererseits intern Brüchen, Verschiebungen und Wandlungsprozessen ausgesetzt sind.

Der Diskurs ist bei Foucault im Wesentlichen monologisch zu verstehen (Bublitz 2003: 5), also als Form einer Rede, die sich zwar aus unterschiedlichen Quellen speisen kann (wie an Foucaults Ablehnung des Werkbegriffs deutlich wird, vgl. Konersmann 1991: 67), im Gegensatz zum Dialog jedoch keinen Austausch zwischen unterschiedlichen Sichtweisen vorsieht. Diskurse sind Mengen von Aussagen (Foucault 1974: 9; Foucault 1973: 41, 156; Kneer 1996: 225; Reckwitz 2000: 271, 274, FN 150; Keller 2004: 44) – wobei sich an diese Definition gleich zwei Einschränkungen anschließen. Zum einen sind unter Aussagen nicht raumzeitlich einmalige, ereignishafte Elemente der Kommunikation zu verstehen. Vielmehr sind Aussagen wiederholbar, sie können von

unterschiedlichen Individuen geäußert werden, und sie haben über längere Zeiträume hinweg Bestand.³ Zum anderen beschreibt der Diskursbegriff gerade nicht eine Menge von Aussagen in einem substantiellen Sinn, also z. B. die bezeichneten Objekte, verwendeten Äußerungstypen bzw. -stile oder die angesprochenen Themen und Begriffe (vgl. Foucault 1973: 48ff.). Vielmehr geht es um den Zusammenhang von Aussagen im Sinne einer »Geordnetheit des Sagbaren und des Intelligiblen« (Saar 2003: 233; vgl. Keller 2004: 44). Der Begriff des Diskurses soll all das beschreiben, was aus einer Menge von Aussagen erst ein kohärentes Ganzes macht und ihm gegenüber dabei vorgängig ist (Bublitz 2001: 81), also ihre Formationen.⁴ Insofern wird Foucaults Diskursbegriff auch als Paradox charakterisiert, das sowohl die Materialität des Geäußerten als auch dessen Strukturen beschreiben soll (Sawyer 2002: 440). Auch die Stellung »zwischen dem Denken und der Sprache« (Foucault 1974: 31), die Foucault dem Diskurs zuweist, verdeutlicht die besondere Fassung, die Foucault dem Diskursbegriff gibt.⁵

Das Modell der diskursiven Formation als Relationenstruktur von Aussagen erinnert zunächst an das Netzwerk von Kommunikationsflüssen, das Habermas als Modell der Öffentlichkeit vorschwebt (Habermas 1992a: 436). Foucault geht es allerdings bei den relevanten Zusammenhängen nicht um pragmatische Aspekte der Verständigung (wie Haber-

- 3 Damit ist der Begriff der Aussage allerdings auf ein Identitätskriterium angewiesen, das Foucault in den institutionellen und strukturellen Zusammenhängen gegeben sieht (Foucault 1973: 148f.). Die Strukturen des Diskurses bedingen somit die Identität einer Aussage, die ihrerseits allerdings wiederum definierendes Element des Diskurses ist. Mit dieser Konzeption, so die Kritik von Kneer (1996: 235), manövriert sich Foucault zum einen in tautologische Probleme, zum anderen bleibt er einem strukturalistischen Prinzip der Vorgängigkeit der Struktur vor dem Element verhaftet, von dem er sich abgrenzen wollte.
- 4 Entsprechend besteht zwischen Aussagen und Sprechakten auch keine wesentliche Differenz, wie von Foucault zunächst angenommen (1973: 120ff.). Wohl aber besteht ein Unterschied im Interesse der Sprechakttheorie an der Konstitution autonomer Bereiche der Kommunikation (also von Diskursen) durch Aussagen, wohingegen sich die Sprechakttheorie für die Regeln der Konstruktion von Aussagen interessiert (vgl. Dreyfuss/Rabinow 1994: 71).
- 5 Dabei klingen auch wissenschaftstheoretischen Positionen an, die von Fleck (1935) und Ajdukiewicz (1935) vorbereitet und von Kuhn (1967) populär gemacht wurden. Auch bei Habermas hatten wir auf die wissenschaftstheoretischen Vorbilder des Diskursmodells hingewiesen, die in seiner Weiterentwicklung des Peirce'schen Falsifikationismus zum Ideal der Sprechsituation zu sehen sind. Ein weiterer impliziter Bezugspunkt besteht in der Nutzung der Analogie von Rechtfertigungs- und Entdeckungszusammenhang zur Beschreibung unterschiedlicher Aspekte politischer Öffentlichkeit (Habermas 1992a: 373).

mas bzw. der Sprechakttheorie), sondern um die Bedingungen und Codes, die eine Aussage als einem spezifischen Diskurs zugehörig kennzeichnen (Dreyfuss/Rabinow 1994: 71). Ebenso grenzt sich Foucault von der Frage nach den semantischen Strukturen von Kommunikation ab (die in der Systemtheorie im Vordergrund stehen). Vielmehr geht es ihm bei Diskursen um diejenigen Formationsregeln, die der Semantik sowie den im Rahmen einer Semantik formulierten einzelnen Aussagen zugrunde liegen (Foucault 1973: 73f., 91f., 207f.). »Der Wissenscode und die Formationsregeln legen damit gewissermaßen ein kulturelles Schema des Denk- und Sagbaren fest, das sich dann in verschiedenen Semantiken ausdrücken kann und das in diesem Sinne vor-semantisch ist« (Reckwitz 2000: 275).

Doch welcher Art sind die Erzeugungsstrukturen der Diskurse, die Formationen oder Wissenscodes bzw., in der »Genealogie«, ihre Entstehungsbedingungen und Determinanten? Zum einen sind sie sprachliche, überindividuelle Strukturen mit materiellem Charakter, zum anderen aber auch generative Strukturen, »eine komplex strukturierte, machtba sierte Matrix zur Generierung von Sprachhandlungen mit Wahrheitsanspruch« (Bublitz 2003: 10, vgl. auch Honneth 2003: 23, der von »sozialkonstitutiven Regeln« spricht). Der Diskurs ist also nicht nur eine Menge von Aussagen bzw. eine Wissensformation, sondern auch eine soziale Kraft, die eigenständig soziale Tatsachen schaffen kann: »Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen. In dieser Praxis finden die Ereignisse des Diskurses das Prinzip ihrer Regelmäßigkeit« (Foucault 1974: 34f.).

Ein Beispiel für einen Diskurs ist der von Foucault so bezeichnete »Diskurs der Wahrheit«, also die historische Ausdifferenzierung von Regeln, die darüber bestimmen, was als wahr bezeichnet werden kann und welche Relevanz der Wahrheit von Aussagen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen zukommt. Außerdem geht es Foucault um die »Aufteilungs-, Ausschließungs- und Knappeitsprinzipien des Diskurses« sowie um die »Kraft, Gegenstandsbereiche zu konstituieren« (Foucault 1974: 43). Foucault verortet die Regeln des Diskurses jedoch zunächst nicht in gesellschaftlichen Institutionen, sondern in der Kommunikation selbst, in ihrer Materialität.⁶ Die Formationsregeln eines Diskurses lassen sich daher auch nicht auf Intentionen von Akteuren zu-

6 Vgl. Kneer (1996: 227): »Die Einheit des Diskurses liegt, so Foucault, nicht außerhalb des Diskurses, sondern in ihm selbst, in der ihm eigenen Form, der Gesetzmäßigkeit, kurz: in seinem diskursiven Formationssystem begründet.«

rückführen,⁷ sie offenbaren sich erst der Analyse eines wissenschaftlichen Beobachters. Es bleibt jedoch ein methodologisches Problem der Identifizierung dieser Formationsregeln, das auf die bereits erwähnte Problematik des Begriffs der Aussage verweist. Später entwickelt Foucault daraus eine allgemeine praxisorientierte Sichtweise, die die kommunikative Materialität zugunsten körperlicher Praktiken in den Hintergrund drängt.⁸

Ein anderes Problem von Foucaults Diskursbegriff ist die gesellschaftliche Ebene, auf der er sich verorten lässt. Dem Anspruch Foucaults nach müssten sich Diskurse auf allen Ebenen sozialer Kommunikation nachweisen lassen, vom mündlich gehaltenen Dialog über politische Diskussionen bis hin zu kommunikativen Auseinandersetzungen, wie sie z. B. in der Theologie nicht über Jahrzehnte, sondern über Jahrhunderte hinweg geführt werden. Foucault jedoch konzentriert sich auf historische Wandlungsprozesse diskursiver Formationen in sachlich und sozial ausdifferenzierten Sphären der Gesellschaft wie z. B. der Wissenschaft, der Medizin oder des Strafvollzugs. Für unsere Frage der Anwendung auf politische Diskussionen ist diese Fokussierung insofern problematisch, als bei einem so weiten und globalen Zugriff auf Geschichte die Freiheiten und der Beitrag des Einzelnen zwangsläufig aus dem Blick geraten. Gerade die kommunikative Dynamik von Diskursen als konkret ablaufende Kommunikation, die sich aus der Produktion und Rezeption von Äußerungen ergibt, gerät bei Foucaults sowohl in sozialer als auch zeitlicher Hinsicht weit angelegter Betrachtungsweise ebenso aus dem Blick wie ihre sachlich-systemische, Grenzen überwindende lebensweltliche Kraft.⁹

7 »Foucault kann darüber hinaus darauf hinweisen, dass er bei seinen Rekonstruktionen etwa der wissenschaftlichen Formationsregeln der Neuzeit völlig ohne Rückgriff auf ›mentale‹ Phänomene auskommt: Ohne etwaige mentale Eigenschaften der Menschen auch nur zu kennen, kann er offenbar die Wissensordnungen innerhalb von historischen Diskursformationen untersuchen. Zentral für Foucaults Wissensanalyse ist, allein das zu analysieren, was in seiner ›Materialität‹ und ›Äußerlichkeit‹ direkt zugänglich ist: Dies seien die beobachtbaren Ereignisse der (diskursiven) Praktiken« (Reckwitz 2000: 287f.). Auch Honneth liefert eine methodologische Interpretation der Autonomie des Diskurses (vgl. Honneth 1985).

8 Vgl. Reckwitz (2000: 295): »Während Foucault in der ›Archäologie‹ noch davon ausgegangen war, dass ein Wissenscode sich immer in einer diskursiven schriftlichen oder mündlichen Praxis niederschlagen muss, so stellen sich ihm nun nichtdiskursive Praktiken in genau dem gleichen Maße als ermöglicht und beschränkt durch die kulturellen Schemata der Codes dar.«

9 Vgl. dazu Dreyfus und Rabinow (1994: 304f.): »Wir behaupten, dass gerade die Strenge von Foucaults Methode auch deren Grenze festlegt. Er versteht sich so sehr auf die Geschichte von Denk- (und Praktik-)Systemen, dass er die Praktiken nicht mehr als Praktiken erkennt, sondern als Formen der Geschichte.«

Neben einer »archäologischen« Beschreibung der diskursiven Formationen untersucht Foucault auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen und durch die sie geprägt werden. Dafür sind vor allem der Begriff der *Praxis* und der Begriff der *Macht* relevant. Wie bereits angemerkt, bezieht sich der Begriff der Praxis nicht mehr allein auf die diskursiven Praktiken, die Äußerungen und Aussagen hervorbringen, sondern wird weiter gefasst. Gemeint sind damit insbesondere die »Mikropraktiken, die die Selektion bestimmter Diskurse vornehmen« (Maasen 1999: 33), also außerdiskursive Praktiken. Dabei handelt es sich um bestimmte Kontrollen, mit denen gesellschaftlich reguliert wird, welche Diskurse entstehen und bestehen können. Foucault bezieht sich dabei insbesondere auf die Disziplinierung individueller Handlungsfreiheiten in der Moderne, wobei bereits deutlich wird, dass er sein Augenmerk von Wissensordnungen hin zu Akteuren verlagert. Ebenso geht es ihm aber um die Praktiken, die dem Diskurs eine Wirkung auf die gesellschaftlichen Strukturen verleihen, die dafür sorgen, dass bestimmte Aussagen die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse verändern und sie weiterentwickeln.¹⁰

Das Feld, in dem diese Praktiken vollzogen werden, ist somit nicht mehr das diskursive Feld, sondern, allgemeiner, das soziale Feld, in dem die Diskurse allerdings eine herausragende Rolle als Strukturen des Wissens spielen. Dieses allgemein soziale Feld ist geprägt von Kämpfen um die Machtverhältnisse, die ihrerseits die Diskurse prägen. Die Ge-
nealogie verfolgt dabei die

»Idee, dass diese Ordnung [d. h. der Diskurs als Ordnung des Sagbaren und Intelligiblen, St. A.] gestaltbar ist und gestaltet wird, dass sie Ausdruck und

men, dass er mit Gedanken und Praktiken, die nicht systematisch verbunden sind, nicht umgehen kann. Um die inneren Grenzen von Foucaults Methode zu erkennen, müssen wir drei verschiedene, aber zusammenhängende Wirklichkeiten unterscheiden: das Verständnis dessen, was in sprachlichen und anderen Alltagspraktiken als wirklich gilt; das Verständnis dessen, was in naturwissenschaftlicher Sicht als physikalische Wirklichkeit gilt; und das Verständnis dessen, was den einschlägigen Disziplinen zufolge als gesellschaftliche Wirklichkeit gilt. Foucault sagt deutlich, dass allein dieser dritte Typ von Wirklichkeit ihn interessiert«.

10 »Die Ordnung des Diskurses spricht von Kontrollen und Prozeduren, die dem Diskurs auferlegt werden (und die das Bild der repressiven Gesellschaft heraufbeschwören), sie spricht aber auch von Verfahrensweisen, die der Produktion der Diskurse unveräußerlich, wenn nicht dienlich sind (und die eine eher systemtheoretische Betrachtungsweise nahe legen). Entsprechend ambivalent fällt das Urteil über diese Vorgänge aus. Sie behindern und gängeln nicht nur, sie helfen und fördern auch« (Konersmann 1991: 79).

Korrelat von Macht- und Kräfteverhältnissen ist, dass in den Worten die ›Unruhe von Kämpfen, Siegen, Verletzungen, Überwältigen und Knechtschaften‹ steckt, die der Dechiffrierung durch eine ›Genealogie‹ zugänglich ist [...]« (Saar 2003: 233f., mit Bezug auf Foucault 1974).

Dieses Feld wird von Foucault mit dem Begriff der Macht bezeichnet: »Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (Foucault 1977: 114). Damit versucht Foucault die Vorstellung einer übersubjektiven Strukturierung des Sozialen von der diskursiven Ebene auf die Gesellschaft insgesamt zu übertragen.¹¹ Die Macht ist nicht eine Macht einzelner Akteure, sondern eine übersubjektive Struktur. Diskurse bewegen sich innerhalb dieser Struktur, während Machtstrukturen soziale Lebensweisen strukturieren, prägen Diskurse den spezifischeren Ausdruck von Wissensformationen, wobei die Machtstrukturen allgemeiner und den Diskursen vorgelagert sind.

Insbesondere der Machtbegriff erweist sich dabei als problematisch. Wie bereits der Diskursbegriff lässt er sich eher als Paradigma denn als theoretischer Begriff verstehen.¹² Dabei weitet Foucault den Machtbegriff so weit ins Allgemeine aus, dass er droht, mit dem Sozialen zusammenzufallen: Alles Soziale ist Kampf, alles Soziale ist durch Macht strukturiert. Mit einem solchen Machtbegriff ist es jedoch nicht mehr möglich, differenziert zu analysieren, wie Kneer bemerkt:

»Macht bildet ein monistisches Prinzip, das keinen Raum mehr lässt für andere Entwicklungsdimensionen. Eine derartige Theorieanlage, die auf grundbegrifflicher Ebene jegliche Multidimensionalität tilgt, scheint aber wenig geeignet zu sein, der Komplexität und Pluralität der modernen Gesellschaft gerecht zu werden« (Kneer 1996: 267).

Darüber hinaus ist der Machtbegriff auch durch seine doppelte Funktion als einerseits analytischer Begriff und andererseits kritischer Begriff überstrapaziert (vgl. Habermas 1985: 322).

Erst im Spätwerk löst Foucault den totalen Begriff der Macht auf zugunsten einer Differenzierung von Macht und Herrschaft unter dem Begriff der »Gouvernementalität«. Machtbeziehungen sind dabei flexible Zusammenhänge, die durch die Akteure beeinflusst und verändert

11 Die ähnliche begriffliche Anlage von Macht und Diskurs wird auch in der Charakterisierung beider als »Spiel« deutlich. Vgl. zu Macht als Spiel: Foucault 1977: 113f.

12 Vgl. z. B. Saar (2003: 236), der den Machtbegriff als »terminologisch und theoretisch folgenreichen Vorschlag« bezeichnet.

werden können. Nur als Herrschaft, als verfestigte und institutionalisierte Form, wird die Macht problematisch und kritisch gesehen, da sie nicht mehr der Kontrolle der beteiligten Akteure unterliegt.

Bereits die plötzlich unvermeidbare Rede von den Akteuren zeigt, dass damit ein weiterer Wandel in Foucaults Theorie verbunden ist. Wissens- und Machtstrukturen werden in seinen späteren Schriften nicht mehr als überindividuelle Strukturen angesehen, sondern als untrennbar mit den Subjekten verbundene Praktiken. Das bedeutet eine weitere Relativierung des Diskursiven und eine erneute Hinwendung zu langfristigen, nun allerdings nicht mehr institutionalisierten Formationen (bis zurück zur Antike). Der Begriff der Macht löst also nicht die Probleme der Foucault'schen Diskurstheorie, sondern verschiebt nur die Theorie weg vom Diskursiven und hin zu allgemein sozialen, vor allem körperlichen Praktiken. Für eine Bewertung des Denkers Foucault verweist diese Entwicklung sicher auf seine Originalität und Kreativität. Für die Bewertung der Diskurstheorie vor dem Hintergrund einer Suche nach Beschreibungsformen politischer Diskussionen jedoch nötigt sie uns zu einer kritischen Einstellung.

Zusammenfassend sind an Foucaults Diskursbegriff vor allem die theoretischen Ausgangspunkte positiv zu bewerten. Mit dem Fokus auf sprachliche Äußerungen bzw. Aussagesysteme, mit dem Foucault trotz der Abgrenzung von der Kommunikationstheorie auf kommunikative Prozesse abzielt, mit der Relativierung der Stellung des Akteurs gegenüber den gesellschaftlichen Strukturen, plastisch ausgedrückt in der These vom »Verschwinden des Autors«, sowie mit der Konzeptualisierung von Kommunikation als nicht durch Übereinstimmung gekennzeichneter Bereich des Sozialen, sondern als Kampf, dessen jeweiliger Stand stets contingent bleibt, legt Foucault eine theoretische Basis, die für die Beschreibung von politischen Diskussionen im Internet zunächst sehr gut geeignet scheint. Denn im Internet kommt der kommunikative, von den Autoren relativ abgelöste Charakter von Diskursen besonders zum Tragen, und die Annahme eines Kampfes der Interessen spiegelt die Grundstruktur politischer Konflikte wider.

Insbesondere eine Anregung von Foucault wollen wir an dieser Stelle aufnehmen, die unmittelbar aus den grundlegenden Annahmen seiner Theorie hervorgeht: die Charakterisierung von Diskursen als »Spiel«:

»Der linguistische Charakter der sprachlichen Tatsachen war zu seiner Zeit eine wichtige Entdeckung. Heute ist es aber an der Zeit, diese Diskursphänomene nicht mehr nur unter sprachlichem Aspekt zu betrachten, sondern – ich lasse mich hier von anglo-amerikanischen Forschungen anregen – als Spiele, als *games*, als strategische Spiele aus Handlungen und Reaktionen, Fragen und

Antworten, Beherrschungsversuchen und Ausweichmanövern, das heißt als Kampf. Der Diskurs ist jenes regelmäßige Ensemble, das auf einer Ebene aus sprachlichen und auf einer anderen aus Polemik und Strategien besteht« (Foucault 2003: 11, Hervorh. im Orig.).

Zwar kritisiert Foucault diesen Gedanken an anderer Stelle, weil der Diskurs bei einer Betrachtung als Spiel seine Realität verliere (Foucault 1974: 32). Dennoch wollen wir diese Anregung, die wir ähnlich schon bei Derrida fanden (s. Theoriteil dieser Arbeit, S. 100), zunächst notieren und später in der Diskussion einer theoretischen Ausformung des Diskursmodells weiter verfolgen.

Insgesamt ist in Bezug auf Foucaults Diskurstheorie jedoch ein negatives Fazit zu ziehen. In Umkehrung zur obigen Bemerkung zu Habermas' Diskurstheorie lassen sich bei Foucault interessante Voraussetzungen erkennen, die jedoch in problematische Überlegungen münden. Denn Foucaults Konzepte vermögen in ihrer begrifflichen Fassung und ihren Implikationen letztlich nicht zu überzeugen. Sein Diskursbegriff ist unscharf und changiert zwischen dem Interesse an der Materialität der Kommunikation, den Aussagen, und an den ihnen bzw. ihrer Formulierung zugrunde liegenden Strukturen (und diese wiederum in der Doppelung von Regeln und Regelmäßigkeiten). Mit der Betonung der Formationsregeln und dem Fokus auf historisch langfristige, gesellschaftlich abstrakte Codes und Wissensstrukturen läuft Foucaults Diskursbegriff Gefahr, die eigentliche Kommunikation mitsamt ihrer Dynamik und Interaktivität aus dem Blick zu verlieren.

Während ein solches Verständnis von Diskursen für die Wissenssoziologie oder auch die Geschichtswissenschaft (Schöttler 1997) äußerst interessant sein mag, bereitet sie bei der Anwendung auf konkrete politische Diskussionen große Schwierigkeiten. Denn zum einen sind diese zu stark episodischer Art, als dass sich die Verschiebungen, die Foucault z. B. in Bezug auf den Code der Wahrheit oder der geistigen Gesundheit feststellte, in ihnen unmittelbar beobachten ließen. Zum anderen unterliegen sie aber auch nicht den globalen Codes, die sich im Zuge gesellschaftlicher Institutionalisierungsprozesse herausbilden, sondern stellen diese gerade in Frage, indem in ihnen unterschiedliche Sicht- und Verwendungsweisen von Sprache und Denkweisen aufeinandertreffen und im Verlauf der Diskussionen auch modifiziert werden. Foucault geht zwar selbst von einem reflexiven Charakter von Diskursen aus, wenn er sagt, der Diskurs sei »dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 1974: 11). Doch er wird dieser Reflexivität mit der abstrakten Verortung seines Diskursbegriffs nicht gerecht. Die konkreten Formen des Kampfes kann

er nur im Begriff der Praxis erfassen, der wiederum eine Abkehr von kommunikativen Prozessen mit sich bringt.

Schließlich enttäuscht Foucaults Diskursbegriff auch bezüglich der in Anspruch genommenen Berücksichtigung der Temporalität sozialer Praktiken. Zwar richtet Foucault seine Analyse konsequent historisch aus, doch bleiben die Grundbegriffe längerfristigen und insofern wenig dynamischen Strukturen verhaftet. Foucault gelingt es zwar, die Möglichkeit der Veränderung und der Entwicklung immer offenzuhalten, er bietet selbst jedoch kein besonders geeignetes begriffliches Instrumentarium, um die Dynamik selbst darzustellen und zu analysieren.¹³ Die Berücksichtigung der Zeitlichkeit sozialer Praktiken, und darüber hinaus die explizit begriffliche Abbildung, bleibt somit als Desiderat auch seiner Diskurstheorie bestehen.

Während im Vergleich von Habermas und Foucault häufig Ersterer auf eine rein normativ-theoretische Perspektive verpflichtet wird und Letzterem empirische Aussagen zugestanden werden (vgl. Schöttler 1997; Keller 2004: 8; aber auch Habermas selbst: Habermas 1992b: 478), ist darauf hinzuweisen, dass sich Foucaults Analysen weniger auf die Ebene empirisch vorfindbarer Diskussionen beziehen, sondern vielmehr auf die durch die Analyse erst konstruierten, langfristigen Wissensformationen. Aus unserer Sicht sind die beiden Ansätze vor allem in ihrer Argumentationsstruktur gegensätzlich: Während Habermas (implizit) den wissenschaftlichen Diskurs zum Modell für den politischen macht, nimmt Foucault (explizit) den politischen zum Modell des wissenschaftlichen. Beide Autoren verfehlten jedoch die Ebene des Diskurses selbst (im Sinne der tatsächlich geführten Diskussion als Kommunikationsform). Ihre Theorien erweisen sich insofern als nur bedingt brauchbar für eine Beschreibung politischer Diskurse »an sich«. Aus der Kritik der beiden Ansätze heraus können wir jedoch an dieser Stelle

13 Foucault sieht diese Problematik selbst, etwa wenn er in Bezug auf den Begriff des Ereignisses ausgesprochen unbestimmt bleibt: »Wenn die Diskurse zunächst als Ensembles diskursiver Ereignisse behandelt werden müssen – welcher Status ist dem Begriff des Ereignisses zuzusprechen, der vor [sic!] den Philosophen so selten in Betracht gezogen worden ist? Gewiss ist das Ereignis weder Substanz noch Akzidens, weder Qualität noch Prozess; das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist; es hat seinen Ort und besteht in der Beziehung, der Koexistenz, der Streuung, der Überschneidung, der Anhäufung, der Selektion materieller Elemente; es ist weder der Akt noch die Eigenschaft eines Körpers; es produziert sich als Effekt einer materiellen Streuung und in ihr. Sagen wir, dass sich die Philosophie des Ereignisses in der auf den ersten Blick paradoxen Richtung eines Materialismus des Unkörperlichen bewegen müsste« (Foucault 1974: 37).

zwei grundlegende Bausteine eines neuen Entwurfs einer Beschreibung politischer Diskurse festhalten: Den Charakter eines Spiels sowie die Reflexivität von Diskursen.

Bourdieu: Diskurse als soziale Felder

Während Foucault den sozialwissenschaftlichen Diskurs über Diskurse in noch stärkerem Maße besetzt als Habermas, scheint eine Beschäftigung mit Bourdieu in diesem Zusammenhang zunächst eher fern zu liegen. Denn Bourdieu vollzieht die kommunikative Wende der Sozialwissenschaften gerade nicht mit, sondern betont stattdessen die Rolle der Akteure. Als Kritiker von sowohl strukturalistischen als auch poststrukturalistischen Theorien fällt er dabei nicht in eine Handlungstheorie bekannten Zuschnitts zurück, sondern entwickelt eine Praxistheorie des Sozialen, die die materielle Dimension des Handelns mit der symbolischen der Kommunikation verbinden soll.

Die Praxistheorie Bourdieus verfügt zwar nicht über einen ausgearbeiteten Diskursbegriff. Sie bietet allerdings unserer Ansicht nach interessante Anregungen für die in dieser Arbeit zur Frage stehende kommunikationstheoretische Fundierung von politischen Diskursen, wie sie im Internet geführt werden. Denn zum einen hat sich Bourdieu in seinen Analysen unterschiedlicher sozialer Felder immer wieder intensiv mit der Produktion symbolischer Güter auseinandergesetzt, unter die in Bereichen wie z. B. der Literatur, der Wissenschaft und der Politik auch Aussagen, Stellungnahmen und Debatten fallen. Zum anderen hat er sich – wenn auch nur an wenigen Stellen¹⁴ – um eine theoretische Fassung speziell der sprachlich-kommunikativen Dimension dieser symbolischen Kämpfe bemüht, die von der Rezeption bisher allerdings noch wenig gewürdigt wurde.¹⁵ Insofern erscheint es vielversprechend, Bourdieu einmal gegen den Strich als Kommunikationstheoretiker zu lesen und zu sehen, ob sich seine Konzepte auch für eine Theorie des Diskurses fruchtbar machen lassen. Dazu konzentrieren wir uns auf seine expliziten Ausführungen zu Kommunikation und Diskursen, ohne umfassender auf die Praxistheorie einzugehen.

In der praxistheoretischen Sichtweise Bourdieus vollzieht sich Kommunikation grundlegend nach dem Muster von Tauschprozessen (Bourdieu 2001: 246f.). Allerdings geht es nicht wie in der Wirtschaftswissenschaft um einen Tausch materieller Gegenstände, der eine unmittelbare

14 Zu nennen ist hier insbesondere die Aufsatzsammlung »Was heißt sprechen – Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs« (Bourdieu 1990).

15 Vgl. allerdings Bohn 1991; Knoblauch 1995: 37-40; Diaz-Bone 2002; Crossley 2004 sowie Schützeichel 2004: 329-344.

Gegengabe einschließen würde. Vielmehr interessiert sich Bourdieu für den symbolischen Tausch, bei dem die Akteure durch aufeinander bezogene Handlungen soziale Beziehungen etablieren und verändern. Dieser symbolische Tausch stellt ein Grundmodell sozialer Praxis in ganz unterschiedlichen Feldern dar, deren gemeinsames Merkmal die Institutionalisierung einer Art Markt für symbolische Güter ist. Auch der Begriff des Marktes kommt zwar aus der Ökonomie, wird von Bourdieu aber in kritischer Absicht verwendet, da er sich gerade für die von der Ökonomie vernachlässigten Aspekte der symbolischen Märkte interessiert. In diesen wiederum spielt Kommunikation eine wichtige Rolle.

Bourdies Modell von Kommunikation baut auf einer Kritik an linguistischen Theorien auf, die Sprache als abgeschlossenes, in sich strukturiertes System betrachten. Für Bourdieu steht dagegen das Sprechen im Vordergrund, also die Verwendung von Sprache in der Kommunikation. Das zugrunde liegende Modell von Kommunikation lässt sich aus einer zentralen Passage Bourdieus rekonstruieren:

»Jeder Sprechakt und allgemeiner jede Handlung ist eine bestimmte Konstellation von Umständen, ein Zusammentreffen unabhängiger Kausalreihen: auf der einen Seite die – gesellschaftlich bestimmten – Dispositionen des sprachlichen Habitus, die eine bestimmte Neigung zum Sprechen und zum Aussprechen bestimmter Dinge einschließen (das Ausdrucksstreben), und eine gewisse Sprachfähigkeit, die als sprachliche Fähigkeit zur unendlichen Erzeugung grammatisch richtiger Diskurse und, davon nicht zu trennen, als soziale Fähigkeit zur adäquaten Anwendung dieser Kompetenz in einer bestimmten Situation definiert ist; auf der anderen Seite die Strukturen des sprachlichen Marktes, die sich als ein System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge durchsetzen« (Bourdieu 1990: 12).

Demnach haben wir es zunächst mit zwei strukturellen Dimensionen zu tun, die in einer Aussage als einzelnen Ereignis zusammenkommen. Die eine Ebene ist die des individuellen Akteurs und seiner Dispositionen, also seiner Neigungen und Fähigkeiten des sprachlichen Ausdrucks und »Sinns«.¹⁶ Durch diese individuellen Merkmale wird ein Moment der Variation in die Kommunikation eingebracht, das allerdings gleichzeitig als »gesellschaftlich bestimmt« relativiert wird. Der individuellen stellt Bourdieu die gesellschaftliche Ebene des »sprachlichen Markts« gegen-

16 Dazu zählen etwa Stil, Rhetorik und Dialekt eines Sprechers oder einer Sprecherin (Bourdieu 1990: 31), aber auch die Auswahl bestimmter Themen oder Gegenstände zum Inhalt der Kommunikation und ein Gespür für das, was in einer bestimmten Situation ausgesprochen werden kann (was Bourdieu an anderer Stelle als »Sinn für das Spiel« bezeichnet, s. z. B. Bourdieu 1987: 122).

über. Diese Metapher soll verdeutlichen, dass sprachliche Äußerungen, sobald sie öffentlich werden, nicht mehr durch ihren Urheber bestimmt sind (wie im ökonomischen Markt die Güter durch ihren Produzenten), sondern sich von diesem lösen und allein durch ihre Konkurrenz bzw., allgemeiner ausgedrückt, ihre Beziehungen zu anderen Äußerungen (anderen Gütern) bestimmt sind. Im Zentrum des Modells schließlich steht ein einzelnes Ereignis, ein Sprechakt bzw. eine Aussage.¹⁷ Dieses Aussage-Element bleibt zunächst unspezifiziert, allerdings lassen sich folgende drei Aspekte identifizieren, die alle dem Akteur als Urheber der Aussage zugerechnet werden: Die Tatsache, dass gesprochen wird; die Dinge, über die gesprochen wird; sowie die Form, in der gesprochen wird. Auf die damit verbundenen und in der Kommunikationstheorie immer wieder diskutierten Probleme der Zurechnung und Interpretation (vgl. z. B. die Differenz zwischen intentionalistischen und konstruktivistischen Perspektiven) geht Bourdieu an dieser Stelle nicht ein.

Bourdies Kommunikationsmodell (bzw. das allgemeine Modell eines Marktes symbolischer Güter) wird in der Literatur zuweilen als rezeptionslastig bezeichnet (Diaz-Bone 2002: 114), zugleich klingt in obigem Zitat eine Orientierung auf den Sprecherpol der Kommunikation an (vgl. ebd.: 64). Tatsächlich aber liegt das Modell quer zu den etablierten Kommunikationstheorien, indem es mit dem sprachlichen Markt ein Strukturelement vorsieht, das es erlaubt, Kommunikation nach dem Modell des Publizierens zu betrachten, bei dem ein Sprecher einer nicht näher bestimmten Gruppe von Empfängern gegenübersteht.¹⁸ Der sprachliche Markt ist nämlich weder Rezipient noch hat er die Funktion eines Mediums, das den Transport der Mitteilungen übernimmt. Vielmehr ist er dem Begriff des sozialen Feldes analog konzipiert und wirkt dementsprechend zugleich konstitutiv und strukturierend (vgl. zur Feldtheorie allgemein: Bourdieu 1997; Martin 2003). Denn eine Aussage wird nur

17 Interessant ist Bourdies Hinweis, dass sich das Modell auch allgemein auf Handlungen beziehen kann. Dem darin anklingenden Anspruch einer Integration von Kommunikations- und Handlungstheorie unter dem Begriff des symbolischen Ausdrucks kann hier allerdings nicht nachgegangen werden.

18 Das Publizitätsmodell der Kommunikation findet sich in der Literatur kaum beschrieben. Es geht zurück auf die kybernetischen Arbeiten von Norbert Wiener (vgl. seine Bemerkung im Rahmen der 6. Macy-Konferenz, Pias 2003: 82f.) und wurde für die Kommunikationstheorie durch Ruesch und Bateson (1995) fruchtbar gemacht, ohne allerdings unmittelbar Resonanz zu erzeugen. Implizit lässt sich sicher Derridas Kommunikationsmodell den Publizitätstheorien zuordnen. In jüngster Zeit haben erst Malsch und Schlieder (2004, vgl. auch Malsch 2005a) auf seine Relevanz gerade für die Beschreibung von Online-Kommunikation hingewiesen.

dann zur Aussage, wenn sie auf einen Markt geworfen wird (um im sprachlichen Bild zu bleiben), und erst auf diesem Markt entscheidet sich, was eigentlich geäußert wurde, also wie es zu verstehen ist: »Die Grammatik definiert den Sinn nur ganz partiell, und erst in der Beziehung zu einem Markt wird die Bedeutung der Rede vollständig bestimmt« (Bourdieu 1990: 12).

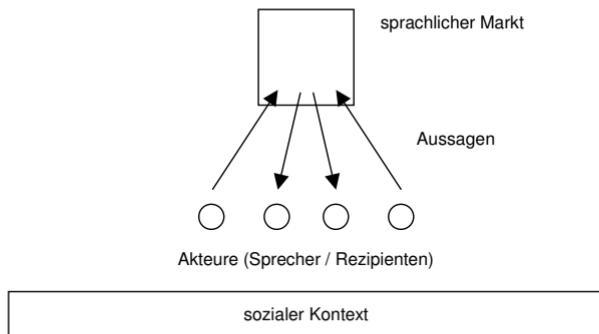
Der Ebene des sprachlichen Marktes kommt in Bourdieus Kommunikationsmodell die eigentlich zentrale Rolle zu, wie an folgendem Zitat besonders deutlich wird:

»Ursprung des objektiven Sinns, der in der sprachlichen Zirkulation erzeugt wird, ist zunächst der Distinktionswert, der sich aus der Beziehung ergibt, die die Sprecher bewusst oder unbewusst zwischen dem von einem gesellschaftlich bestimmten Sprecher angebotenen sprachlichen Produkt und den in einem bestimmten sozialen Raum gleichzeitig angebotenen Produkten herstellen. Dazu kommt die Tatsache, dass das sprachliche Produkt erst dann wirklich zur Mitteilung wird, wenn es als solches behandelt, das heißt dechiffriert wird, und dass die Interpretationsschemata, die die Empfänger bei der schöpferischen Aneignung des angebotenen Produkts anwenden, mehr oder weniger stark von denen abweichen können, die für die Produktion maßgebend waren. Über diese – unvermeidlichen – Effekte ist der Markt am Zustandekommen nicht nur des symbolischen Werts, sondern auch des Sinns des Diskurses beteiligt« (Bourdieu 1990: 12).

Hier kommt nun auch der Empfänger ins Spiel, allerdings weniger als konkret benennbare Instanz, sondern vielmehr als unberechenbare Größe, die sich der Aussagen bemächtigen kann. Neben den relationalen Aspekt der Konkurrenz tritt als weiteres Merkmal des sprachlichen Marktes die Nachfrage von Aussagen durch Empfänger. Empfänger haben dabei gewisse Freiheiten der Interpretation von Aussagen, sind also weder an die Intention des Senders einer Aussage gebunden noch zwangsläufig an dieser interessiert. Die Interpretation von Mitteilungen ist dabei »schöpferisch«, jedoch nicht völlig frei. Sie ist gebunden zum einen durch die Mitteilung selbst und ihre Inhalte, zum anderen durch die Schemata, die dem Empfänger für die Interpretation zur Verfügung stehen. Auch wenn Bourdieu sie an dieser Stelle unspezifiziert lässt, ist davon auszugehen, dass es sich dabei ebenfalls um Elemente des Habitus von Akteuren handelt, so wie die Sprachkompetenzen Elemente des Habitus der Sprecher sind. Im Grunde geht Bourdieu also von einem zweifachen Rezeptionsprozess aus, dessen beide Stufen von den Verhältnissen des sprachlichen Marktes bestimmt werden: einerseits die Interpretation einer Mitteilung durch die Schemata eines Empfänger-Akteurs, andererseits die Einordnung des Rezipierten in den Kontext der

aktuell präsenten, also der bis dato geäußerten und qua Gedächtnis noch verfügbaren Mitteilungen, die für den empfangenden Akteur ebenso bewusst wie unbewusst erfolgen kann. In Ergänzung zum eigentlich hermeneutischen Verstehen erfolgt nach Bourdieus Modell eine Art sozialen Verstehens, eine Relationierung von Mitteilungen in einem Kontext-Universum anderer Mitteilungen.

Abbildung 7: Kommunikationsmodell nach Bourdieu



Letztlich sind es somit drei Ebenen, die in Bourdieus Modell Kommunikation bestimmen (Abbildung 7): die Sprecher auf der einen Seite, die Empfänger auf der anderen, beide habituell geprägt durch die Gesellschaft und die sozialen Felder, in denen sie sich bewegen (vgl. Bourdieu 1990: 75), und an zentraler Stelle der sprachliche Markt, der nicht nur die vermittelnde Instanz zwischen beiden ist, sondern auch als autonome Instanz das strukturelle Beziehungsgeflecht zwischen Mitteilungen widerspiegelt. Im Gegensatz zu individualistischen Modellen von Kommunikation kommt bei Bourdieu dem sozialen Kontext somit die wesentliche Rolle zu: Er bestimmt sowohl die Produzenten- wie die Rezipientenseite; auch der sprachliche Markt kann als Kontext von kopräsenten Mitteilungen verstanden werden.¹⁹

Bourdieu bewahrt somit einerseits die Akteursorientierung und mit ihr die Zurechnung von Kommunikation auf einen Urheber (wenn er

19 Kontext ist dabei nicht nur als konkreter Kontext einer Sprechsituation gemeint, sondern umfasst ebenso den historischen Kontext (etwa die Sozialisation der Sprecher) wie den gesellschaftlichen Kontext (etwa fundamentale Oppositionen von Aussagen im politischen Diskurs). Bourdieu verweist auch darauf, dass »in jeder Interaktion (und damit bei jedem Diskurs) [...] über die verwendeten Sprachen, über ihre Sprecher und über die sozialen Gruppen – definiert über den Besitz der entsprechenden Sprachkompetenz – die ganze Sozialstruktur präsent« sei (Bourdieu 1990: 46).

auch, wie wir noch sehen werden, wenig Interesse an den Intentionen des Sprechers zeigt). Auf der anderen Seite stellt er diesem auf der Rezeptionsseite eine abstrakte Strukturebene gegenüber, die eigenen Gesetzen folgt und insofern noch radikaler als die rezeptionsorientierten Ansätze die Unabhängigkeit der Kommunikationseignisse von den Effekten und Folgen von Kommunikation betont. Sein Modell integriert somit die Perspektive der Diskurstheorie Foucaults, die sich auf die überindividuellen Strukturen beschränkt, und von Theorien wie Chomskys generativer Grammatik, die sich auf die individuellen Strukturen der Akteursseite beschränken. Im Gegensatz zur Orientierung auf Interaktionen zwischen Akteuren und auf Intersubjektivität, die bei Habermas und anderen Autoren im Vordergrund steht, stellt Bourdieu allerdings mit dem sprachlichen Markt eine autonome Strukturebene in den Mittelpunkt der Betrachtung.²⁰

Die explizite Abgrenzung Bourdieus gegenüber der (mathematischen) Informationstheorie der Kommunikation und sprechakttheoretischen Ansätzen hilft dabei, seinen kommunikationstheoretischen Standpunkt schärfer zu fassen. Gegen die Sichtweise der Shannon-Weaver'schen Informationstheorie, die Kommunikation als Prozess der Übertragung von Nachrichten von einer Quelle zu einem Ziel unter Bedingungen der Codierung betrachtet, betont Bourdieu die symbolische Dimension von Kommunikation, ihre Distinktionsfunktion. Soziologisch betrachtet, dient Sprache

»selten als reines Kommunikationsmittel: Die Maximierung des Informationsprofits ist nur in Ausnahmefällen der ausschließlich angestrebte Zweck der sprachlichen Produktion, und der hierbei implizierte rein instrumentelle Gebrauch der Sprache steht gewöhnlich im Widerspruch zum – oft unbewussten – Streben nach symbolischem Profit« (Bourdieu 1990: 45).

Mit der ästhetisch-distinktiven Komponente der Rede tritt ein wesentlich performativer Aspekt von Kommunikation an die Seite der Informationsübertragung (Lokution) und der Sprechhandlung (Illokution). Daran

20 Bei dieser Darstellung von Bourdieus Kommunikationsmodell darf nicht vergessen werden, dass es sich dabei um eine Rekonstruktion handelt, die interpretativen Charakter hat. Bourdieu selbst geht es in seinen Arbeiten kaum um Kommunikation als eigenständiges Phänomen. Seine Texte ziehen entweder auf die Ebene des Sozialen im Allgemeinen, auf der es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Sprechen und Handeln gibt, da beide der grundlegenden Logik der Praxis folgen, oder auf die Ebene der Verwendung von Sprache, auf einzelne Äußerungen im Gegensatz zu Kommunikation als interaktivem und intersubjektivem Geschehen.

zeigt sich bereits, dass die Kritik von Bourdieu neben der Informationstheorie auch die Sprechakttheorie betrifft.

Bourdieu begründet den performativen Charakter von Kommunikation nämlich nicht, wie noch Austin, in der Sprache selbst, sondern in sozialen Institutionen und individuellen Fähigkeiten des Umgangs mit diesen.

»Austins Untersuchung performativer Aussagen kann innerhalb der Grenzen der Sprachwissenschaft zu keinem Schluss kommen. Die magische Wirkung dieser *Setzungsakte* ist nicht von der Existenz einer Institution zu trennen, die die Bedingungen (für Akteure, Orte, Zeitpunkte usw.) bestimmt, die erfüllt sein müssen, damit die Magie der Worte wirken kann. Wie die von Austin untersuchten Beispiele zeigen, sind diese ›Bedingungen des Glückens‹ soziale Bedingungen, und wer mit *Erfolg* die Taufe eines Schiffs oder einer Person vollziehen will, muss dazu *befugt* sein, geradeso wie man zum Befehlen die anerkannte Autorität über die Befehlsempfänger braucht« (Bourdieu 1990: 52, Hervorh. im Orig.).

Der Begriff der Magie (abgeleitet aus Bourdieus Untersuchungen vormoderner Gesellschaften) verweist auf den sozialen Mechanismus hinter der performativen Wirkung von Aussagen. Wie bei magischen Handlungen beruht der Handlungserfolg der letztlich symbolischen Akte des Sprechens auf einer Art Ritual, also einer Institution, die den Zusammenhang zwischen der symbolischen Manipulation und der sozialen Wirkung herstellt und fixiert. Und wie bei magischen Handlungen ist es höchst relevant für die Wirkung, welcher Sprecher zu welcher Zeit auf welchem sprachlichen Feld (und damit zu welchem Publikum) eine bestimmte Äußerung tätigt. Denn ein Erfolg im performativen Sinn stellt sich nur dann ein, wenn der Sprecher von den Hörern als zu seiner Äußerung legitimiert angesehen wird, wenn sich die Äußerung in den Kontext anderer Äußerungen einfügt und wenn sich die Rezipienten von der Aussage angesprochen fühlen. All diese Passungsbedingungen liegen, so Bourdieu, nicht mehr im Bereich der Sprache, sondern sind sozialen Institutionen geschuldet, die nicht-sprachlichen Charakters sind und Kommunikation als solche erst ermöglichen.

Bourdieu spezifiziert so die Ideen von Foucaults Genealogie zur sozialen Bedingtheit diskursiver Formationen und zur Bedeutung von Macht in einer genuin soziologischen Weise. Die kommunikative Macht wird dabei an soziale Macht zurückgebunden, die sich aus der sozialstrukturellen Position speist: »Die Macht der Wörter ist nichts anderes als die *delegierte Macht* des Sprechers, und seine Worte – das heißt untrennbar der Gegenstand seines Diskurses und seine Art zu sprechen –

sind allenfalls ein Beweis – neben anderen – der *Delegationsgarantie*, mit der er versehen ist« (Bourdieu 1990: 73). Damit ist die Diskursproduktion auch an die Existenz sozialer Gruppen gebunden. Ein Sprecher produziert immer einen Diskurs in Repräsentation einer sozialen Gruppe, und jede Rezeption einer Äußerung befindet darüber, inwiefern der Sprecher aufgrund seiner sozialen Position berechtigt war, eine solche Äußerung zu tätigen: »Die performative Aussage enthält ›einen ausdrücklichen Machtanspruch‹, mehr oder weniger anerkannt und also sozial mehr oder weniger sanktioniert« (Bourdieu 1990: 54).

Mit dem Verweis auf Ducrots Begriff des »Machtanspruchs« (Ducrot 1977) in diesem Zitat grenzt sich Bourdieu auch implizit gegenüber Habermas' Kommunikationstheorie ab.²¹ Er vollzieht die von Searle im Anschluss an Austin eingeführte Unterscheidung zwischen Illokution und Perlokution nicht mit und kritisiert insbesondere die isolierte Be trachtung von Illokutionen (vgl. Bourdieu 1990: 19, FN 9 mit explizitem Bezug auf Habermas). Stattdessen setzt er erneut bei Austin und dessen Betonung der performativen Komponente des Sprechens an (vgl. auch die auffällig häufigen Bezüge auf Austin in Bourdieu 1990), die er durch die Betonung des sozialen Kontexts von Kommunikation ergänzt.²² Während Habermas den Kontext gerade als Beeinträchtigung der Kommunikation, als Verfremdung und Verzerrung, betrachtet und das kommunikative Handeln als frei von kontextuellen Einflüssen konzipiert, ist für Bourdieu Kommunikation notwendig in einen sozialen Kontext eingebettet, der nicht allein in seiner einschränkenden, sondern neutraler in seiner konstitutiven Funktion betrachtet wird (vgl. Bourdieu 2001: 85f.).²³

21 S. aber zu expliziten Abgrenzungen Bourdieu 2001; Bourdieu 1990: 19, FN 9; Bourdieu/Wacquant 1996: 224.

22 »Es genügt nicht, zu sagen – wie es manchmal zur Umgehung der Schwierigkeiten eines rein sprachimmanenten Ansatzes geschieht –, die Wörter bekämen durch den Sprachgebrauch eines bestimmten Sprechers, seinen Stil, seine Rhetorik und seine ganze sozial geprägte Person ›Konnotationen‹, durch die sie in einen ganz bestimmten Kontext eingebettet werden und jenen Bedeutungsüberschuss in den Diskurs bringen, der ihm seine ›illuktorische Macht‹ verleiht. In Wirklichkeit ist der Sprachgebrauch, also Form wie Inhalt des Diskurses, von der sozialen Position des Sprechers abhängig, die über seine Zugangsmöglichkeiten zur Sprache der Institution, zum offiziellen, orthodoxen, legitimen Wort entscheidet« (Bourdieu 1990: 75).

23 Crossley (2004: 89f.) vertritt sogar die These, dass Bourdieus Theorie die ursprünglich kritische Absicht von Habermas fortführt, die systematischen Verzerrungen der Kommunikation in Analogie zur Psychoanalyse zu untersuchen, und im Gegensatz zu dieser insbesondere als empirisch anwendbare Theorie überzeugt.

»All diese Variablen [Geschlecht, Bildungsniveau, Klassenherkunft, Wohngebiet etc., St. A.] spielen ständig in die Determinierung der objektiven Struktur des ‚kommunikativen Handelns‘ hinein, und die Form, die die sprachliche Interaktion annimmt, hängt substantiell von dieser Struktur ab, die unbewusst bleibt und fast immer ›hinter dem Rücken‹ der Sprecher funktioniert« (Bourdieu/Wacquant 1996: 178).

Allerdings nimmt Bourdieu Fokus auf den performativen Aspekt von Kommunikation zuweilen einseitige Züge an, wenn er davon ausgeht, dass »die Worte zu einem Großteil die Dinge entstehen lassen, und dass mit einer Änderung der Worte und, allgemeiner, der Vorstellungen [...] auch bereits die Dinge geändert werden« (Bourdieu 1992: 74). Dabei gerät der soziologisch eigentlich interessante Zusammenhang, der Worte die soziale Welt verändern lässt, aus dem Blick.

Schließlich verdeutlicht ein weiterer von Bourdieu hervorgehobener Aspekt von Kommunikation die Unterschiede zu sprechakttheoretischen Modellen: ihre Mehrdeutigkeit. So wählt Bourdieu als Modellfall für das Sprechen die literarische Rede, spezieller die Lyrik:

»Für jeden Diskurs gilt, was nur über den lyrischen gesagt worden ist [...]: Genauso wie die Konnotation – im Unterschied zur Denotation [...] – in einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Beziehung entsteht, in die die Empfänger die ganze Vielfalt ihres Instrumentariums der symbolischen Aneignung einbringen, spricht sie die Einzigartigkeit der individuellen Erfahrung an. Es ist das Paradox der Kommunikation, dass sie ein gemeinsames Medium voraussetzt, aber ihr Ziel nur erreicht, wenn sie [...] einmalige, das heißt sozial geprägte Erfahrungen erzeugt oder wiederaufleben lässt« (Bourdieu 1990: 13).

Sprachliche Kommunikation zeichnet sich also durch die Verwendbarkeit einer Menge von Ausdrucksmitteln für ganz unterschiedliche Situationen und Zwecke aus. Damit wird das Spiel mit der Sprache als charakteristisches Merkmal von Kommunikation angesehen und gleichzeitig die Annahme einer universal verfügbaren Sprache und einer anthropologisch bedingten Sprachkompetenz in ihrer Relevanz zurückgewiesen und das Prinzip der Ausdrückbarkeit abgelehnt.²⁴

24 Deutlich wird an dieser Stelle auch die Spannung zwischen der Mikroebene des individuellen Akteurs und der jeweils einzigartigen Sprechsituation einer einzelnen Äußerung und dem sprachlichen Feld als zeitlich, sachlich und sozial übergreifendem Zusammenhang der Zeichen und Wörter, also der Makroebene der Kommunikation. Gerade aus diesem Zusammentreffen, das erst durch die Mehrdeutigkeit und die entsprechenden Stilformen der Ironie und der Sprachspiele auf Seiten der Makroebene möglich wird,

Trotz der expliziten und impliziten Kritik, die Bourdieu gegen andere Kommunikationstheorien richtet, bleiben seine eigenen Ausführungen zur Kommunikation bescheiden. Er verwendet einen Diskursbegriff, der sich stark von dem bei Habermas und Foucault gebräuchlichen unterscheidet, indem er die monologische Rede eines Sprechers bezeichnet. Der Diskurs bei Bourdieu umfasst zwar mehr als einzelne Wörter und Aussagen, wird aber nicht als interaktiv verstanden wie bei Habermas und nicht auf übergreifende Denkweisen bezogen wie bei Foucault.

Bourdieu befasst sich jedoch durchaus mit dem, was andere Autoren mit dem Begriff »Diskurs« verbinden, nämlich dem Streit um eine bestimmte Sichtweise der sozialen Welt. Allerdings tut er dies vor allem in der Betrachtung einzelner sozialer Felder, und er legt dabei den Fokus nicht so sehr auf sprachliche Äußerungen als vielmehr auf konkurrierende Positionen, soziale Verhältnisse und symbolische Äußerungen jeder Art. Daher sehen wir die Feldanalyse als den Ort an, an dem wir – aufbauend auf den skizzierten kommunikationstheoretischen Grundlagen – nach Bourdieus Beitrag für eine Theorie des Diskurses zu suchen haben. Dazu sind allerdings die praxistheoretischen und kommunikationstheoretischen Gedanken zu verbinden, auch entgegen der gängigen Rezeption Bourdieus und eventuell auch gegen seine eigene Intention.

Bei Diskursen geht es uns um interaktive Kommunikation unter einer Vielzahl von Beteiligten, die sich zu einem bestimmten Thema über einen abgrenzbaren Zeitraum hinweg unterhalten mit dem Ziel, wechselseitig ihre Sichtweisen auf die soziale Welt abzugleichen bzw. zu beeinflussen. Die Äußerungen eines Sprechers, die bei Bourdieu im Vordergrund stehen, treten dabei nur als einzelne Elemente auf, die für sich genommen bezuglos sind und erst im Ensemble der Diskursäußerungen einen Sinn ergeben. Dieses Ensemble, das für uns im Mittelpunkt steht, lässt sich in Bourdieus Theorie am ehesten als ein Sub-Feld des sprachlichen Feldes bzw. des sprachlichen Marktes charakterisieren. Wie in einem Feld stehen sich im Diskurs unterschiedliche Positionen gegenüber, wie in einem Feld mit seiner Dualität von Praktiken und Akteuren haben wir es im Diskurs mit einer Dualität von Äußerungen und Sprechern zu tun, und Diskurs wie Feld unterliegen einer Dynamik, die sich aus dem Aufeinandertreffen von Struktur und individuellen äußeren Einflüssen speist. Diskurse, so die im Folgenden verfolgte These, lassen sich mit Bourdieu als soziale Felder beschreiben und, so wäre mit Blick auf die Empirie zu folgern, mit den Mitteln der Feldanalyse untersuchen.²⁵

entsteht die Fähigkeit der Kommunikation, unterschiedliche soziale Beziehungen zu stiften und zu modifizieren.

25 Damit schlagen wir beim Versuch einer »Diskursivierung« Bourdieus einen entgegengesetzten Weg zu Diaz-Bone (2002) ein, der Bourdieu kom-

Der Feldbegriff steht bei Bourdieu ebenso wie der Habitusbegriff an der Schnittstelle zwischen Struktur und Praxis. Felder sind Unterbereiche der Gesellschaft, die es erlauben, der Komplexität gesellschaftlicher Strukturen gerecht zu werden, vor allem dem Umstand, dass nicht in allen gesellschaftlichen Bereichen die selben Strukturen wirksam sind, dass sich Gesellschaften ausdifferenzieren und vielfältig unterschiedliche Chancen und Bedingungen des Agierens bieten. In jedem Feld bildet sich eine eigene soziale Struktur aus, also ein Gefüge von Beziehungen zwischen Akteuren, sozialen Gruppen, aber auch zwischen Positionen. Doch auch wenn diese Strukturebene von Feldern zunächst als zentrales Merkmal hervorsteht, ist es doch eher die Vermittlungsleistung von der Strukturebene zur Ebene praktischen Handelns, die den Feldbegriff wesentlich ausmacht. Der Feldbegriff ist dabei eine spezifische Fassung der Eigengesetzlichkeit des Sozialen: Diese wird mit dem Begriff des Feldes besetzt, dem eine Wirkung auf die in ihm eingeschlossenen Elemente zugesprochen wird, ohne dass eine solche Wirkung tatsächlich kausal nachweisbar sein müsste (wohl aber in ihren Effekten). Insofern als Bourdieu hier in vollem Bewusstsein auf die Tradition der Feldtheorie zurückgreift, kann im Feldbegriff ein Äquivalent zum Begriff des Systems gesehen werden, die beide versuchen, diese autonome Sphäre des Sozialen zu erfassen. »In the social sciences, the field serves as some sort of representation for those overarching social regularities that may also be visualized (by competing theoretical orientations) as quasi-organisms, systems, or structures« (Martin 2003: 8).²⁶ Diese relative Autonomie wird uns in Bezug auf den Diskursbegriff noch beschäftigen.

Bourdieu definiert den Feldbegriff in seinen Texten zwar nicht klar, bietet aber zur Verdeutlichung zwei Bilder an: das Feld als Ort des Kampfes und als Ort des Spiels.²⁷ Der Kampf ist eine häufig gebrauchte Metapher des Sozialen, sie wurde bereits im Rahmen der Diskussion von Foucaults Diskursbegriff beleuchtet. Bourdieus Verwendung fügt dem

munikationstheoretische Ausführungen zu Recht als unzureichend bewertet, aber dieses Problem durch den Theorie-Import von anderen Autoren zu lösen versucht und nicht, wie hier, durch eigene interpretierende Weiterentwicklung der Praxistheorie auf den Diskurs hin.

- 26 Im Gegensatz zur Systemtheorie geht es der Feldtheorie jedoch um eine andere Analyseebene: »[...] field analysis is quite different from systems analysis, which, though it may stress the self-organization of the system, requires that the system be understood in contradistinction to an environment [und mit Bezug auf Funktionen, vgl. ebd. sowie Schwinn 1995 – St.A.]. But in field theory, explanation stops at the constitution of the field« (Martin 2003: 12).
- 27 Vgl. auch Martin zur Feldtheorie im Allgemeinen: »[...] the field as a field of self-organized contestation [...]« (Martin 2003: 30).

nichts wesentlich Neues hinzu. Genauer befassen wollen wir uns mit der Metapher des Spiels, die bei Foucault nur gestreift wurde, von Bourdieu dagegen gern verwendet wird, um die Schärfe der Kampfmetapher zu relativieren und um deutlicher zu machen, dass es innerhalb des Feldes zwar Konkurrenz, aber vor allem auch ein Zusammenwirken der Akteure gibt, eine Gemeinsamkeit der Interessen.²⁸ Das Spiel ist nicht nur als Treffpunkt von sozialer und individueller Ebene für Bourdieu interessant, es bietet sich auch durch weitere Eigenschaften als Beschreibungsform sozialer Felder an:

»So gibt es *Einsätze* bei diesem Spiel, Interessenobjekte, die das Produkt der Konkurrenz der Spieler untereinander sind; eine *Investition in das Spiel*, eine Besetzung (im psychoanalytischen Sinn) des Spiels, die *illusio* [...]: Die Spieler sind im Spiel befangen, sie spielen, wie brutal auch immer, nur deshalb gegeneinander, weil sie alle den Glauben (*doxa*) an das Spiel und den entsprechenden Einsatz, die nicht weiter hinterfragende Anerkennung teilen [...], und dieses *heimliche Einverständnis* ist der Ursprung ihrer Konkurrenz und ihrer Konflikte« (Bourdieu/Wacquant 1996: 127f., Hervorh. im Orig.; vgl. auch Bourdieu 1997: 73).

Der Spielbegriff eignet sich besonders gut, um die für Bourdieu besonders relevante Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft zu beschreiben.²⁹ Das Spiel hat auf der einen Seite eine objektive Struktur in Form von expliziten Regeln. Diese definieren auch den Bereich der Praktiken, auf den sich das Spiel reglementierend bezieht. Bourdieu weist aber darauf hin, dass das Spiel vor allem eine »*illusio*« ist, also eine nur scheinbare Regulierung, die nur insoweit sanktionierend wirken kann, als die Spieler ihr Anerkennung zollen. Diese Anerkennung, ebenso wie die Inkorporierung der Spielpraktiken durch die Akteure, also ihr Sinn für das Spiel, stellt die subjektive Ebene eines Spiels dar. Zusätzlich zu diesen beiden Ebenen gibt es schließlich noch eine intersubjektive, man könnte auch sagen virtuelle Ebene der Spielemente (Einsätze, Ergebnisse etc.), die nur insofern tatsächlich vorhanden sind, als sie durch den Rahmen der beiden anderen Ebenen gestützt werden. Es ist diese dritte Ebene, die die Nähe des Spielbegriffs zur Kommunikation deutlich macht: Ganz wie im Spiel haben wir es bei sprachlichen Äußerungen mit Phänomenen zu tun, die sich weder allein objektiv noch sub-

28 »The most promising way of understanding the field's ability to provide goals while being a site of conflict seems to be along the lines of considering the field as a 'game' with rules« (Martin 2003: 31).

29 Und wird aus vielleicht diesem Grund auch von vielen anderen Sozialtheoretikern herangezogen, vgl. insbesondere Mead 1968; Nadel 1957: 41; Wittgenstein 1995; Derrida 1972, etc.

jektiv in ihrer besonderen Wirksamkeit erfassen lassen. Auf dieser Ebene wird auch eine Parallele zu einer interaktionistischen Variante der Kommunikationstheorie deutlich, der »common ground«-Theorie (Clark 1996). Wie diese geht auch die Feldtheorie davon aus, dass im Feld ein gemeinsames Interesse etabliert und aufrechterhalten wird, und zwar intersubjektiv durch die aufeinander bezogene Praxis der in das Feld involvierten Akteure (vgl. Fligstein 2001). Erst das gemeinsame Engagement von Akteuren mit ganz unterschiedlichen Perspektiven schafft also das Feld und stattet es mit einer autonomen Wirkmacht aus.

Im Rahmen eines solchen, durch eine gemeinsame Orientierung konstituierten, Spiels können dann durchaus auch antagonistische Kämpfe und Auseinandersetzungen ausgetragen werden, eine gewisse Übereinkunft ist sogar die Voraussetzung dafür.³⁰ Zugleich verweist Bourdieus Theorie aber auch auf eine weitere Ebene, nämlich die des Kampfes um Teilhabe am Feld, also eine Art Metaebene des sozialen Geschehens im Feld. Dabei kämpfen die unterschiedlichen Akteure darum, welche Art von Praktiken in einem Feld überhaupt als auf das Feld bezogen anerkannt wird – wovon zu einem erheblichen Teil der Ausgang des internen Kampfes um die Macht im Feld abhängt. Alle Regeln eines Spiels, so explizit sie auch gegeben sein mögen, sind insofern immer auch ein Gegenstand des Kampfes der Akteure um die Definition des Spiels und verändern sich entsprechend der Kräfteverteilung im Feld. Die Abweichung von einer bestehenden Regel oder die Neuschaffung einer Regel sind Handlungsoptionen, die sich erst aus dem Spannungsverhältnis von individuellen Möglichkeiten und objektiv vorgesehenen Optionen ergeben.

Aus der hier vorgeschlagenen Lesart der Bourdieu'schen Praxistheorie lassen sich kommunikationstheoretische Grundzüge ableiten, die für eine Beschreibung diskursiver Kommunikation besonders relevant sind.

30 »Es wird oft vergessen, dass Kampf die Übereinkunft der Antagonisten über das voraussetzt, was – verdrängt in den Modus der Selbstverständlichkeit und im Stande der Doxa belassen – den Kampf wert ist, das heißt über alles, was das Feld selbst ausmacht, das Spiel, die auf dem Spiel stehenden Objekte, all die Voraussetzungen, die man stillschweigend und ohne es überhaupt zu merken durch die bloße Tatsache akzeptiert, dass man spielt, sich auf das Spiel einlässt« (Bourdieu 1993: 109). Damit steht Bourdieu also auch insofern gegen eine Theorie des »rationalen Dissenses« (vgl. M. Miller 1992), als ein solcher Dissens immer schon vorausgesetzt werden muss, bevor überhaupt ein Diskurs geführt werden kann, und nicht erst als dessen Ergebnis anzustreben ist. Andererseits muss es aus seiner Sicht schwerfallen, einen solchen Dissens zu erzielen, denn nicht nur der Konflikt, sondern auch die Diskussion speist sich ja gerade aus der Unvereinbarkeit der Perspektiven, also der Problemdefinitionen der Streitenden.

Kommunikation ist vor allem anderen relational, und das heißt auch, nicht auf einzelne Individuen zu beziehen. Mit dem Begriff der Kommunikation lässt sich das an sich so ungreifbare, weil unerfahrbare Gesellschaftliche erfassen, und zwar nicht als geronnene Substanz, wie alle Strukturbegriffe, sondern als wirkende Kraft, als Mechanismus.³¹ Bourdieus Feldbegriff macht das Relationale besonders deutlich, indem es neben den interpersonellen Beziehungen auch die abstrakteren sozialen Beziehungen betont. Ein Diskurs, verstanden als ein Feld, stellt ein Spannungsfeld von gegensätzlichen oder auch wechselseitig sich verstärkenden Positionen dar. Der diskursive Raum formiert sich durch diese Beziehungen, und jeder Wandel, also auch jede einzelne Kommunikation, die neue Beziehungen herstellt, verändert diesen Raum in seiner Struktur.

Neben dem relationalen Charakter verweist der Feldbegriff methodisch auf eine umfassende Betrachtungsweise, die weder allein die Akteure noch allein ihre Äußerungen in den Blick nimmt. Das Konzept des Feldes mit seiner zwangsläufig räumlichen Metaphorik bringt Produzenten und Rezipienten zusammen mit ihren Produkten und Produktionsweisen auf dem sprachlichen Markt (bzw. kommunikativen Feld). Damit bietet es eine Möglichkeit, Kommunikation nicht als rein textorientiert zu verstehen, wie im Gefolge des »linguistic turn« häufig geschehen – eine einseitige Perspektive, die sich aufgrund der Vernachlässigung des Kontextes der Kommunikation als Sackgasse erwiesen hat. Ebenso hilft es aber auch, den Fokus auf die individuellen Eigenschaften der Autoren und Rezipienten zu vermeiden, der letztlich nur einen begrenzten Beitrag zur Erklärung von Kommunikationsphänomenen leisten kann, da die Akteure immer in die sozialen Verhältnisse eines Feldes bzw. der Gesellschaft im Ganzen eingebunden sind.³²

Schließlich ist als drittes Merkmal einer feldorientierten Kommunikationstheorie die neue Perspektive auf Kommunikation als Publikation hervorzuheben, die Bourdieu von sowohl autorzentrierten (z. B. Sprechakttheorie) als auch von rezeptionslastigen Kommunikationstheorien (z. B. Poststrukturalismus) wie auch allen Tauschparadigmen (z. B. Informationstheorie) unterscheidet. Mit der Betonung des sprachlichen Feldes als Ort der Kommunikation wird deutlich, dass Kommunikation

31 Allerdings grenzt sich Bourdieu explizit von mechanistischen Deutungen des Sozialen ab: »[...] es wäre verfehlt, den morphologischen Faktoren eine mechanische Wirksamkeit zuzusprechen« (Bourdieu 1992: 61), sowie: »Die sozialen Strukturen, das ist keine Mechanik« (ebd., 63).

32 Eine solche umfassende Betrachtungsweise hat sich auch in der aktuellen Medienwissenschaft als theoretische Basis etabliert und bewährt. Vgl. Hall 1993; Deacon et al. 1999.

zwangsläufig einen gewissen Grad an Öffentlichkeit besitzt. Individuelle Kommunikation ist eine demgegenüber abgeleitete Form (die als Selbstgespräch als Pathologie belächelt wird), und schon das intimste Zwiegespräch macht ein Medium nötig, das Dritten zu einem gewissen Grad zugänglich ist.³³ Diese Tatsache als bedeutsam anzuerkennen bedeutet jedoch, sich von gewohnten Sichtweisen auf Kommunikation zu verabschieden, insbesondere von der Akteurszentrierung sowohl der autor- als auch der rezeptionsorientierten Tradition. Denn es sind nicht nur die an der Kommunikation unmittelbar Beteiligten, die über die Kommunikation bestimmen, sondern ganz wesentlich auch das, was bereits kommuniziert wurde und was als Ausdrucksmittel (sowohl sprachlicher wie auch nichtsprachlicher Art) verfügbar ist.

Bei Bourdieu selbst allerdings findet sich diese kommunikationstheoretische Perspektive nur angelegt, nicht ausgearbeitet. Im Gegenteil, Bourdieus Ausarbeitungen gehen stärker in eine akteursorientierte und strukturdeterministische Richtung. In Bezug auf die Kommunikationstheorie bleibt festzustellen, dass Bourdieu mit seinem Feldkonzept zwar eine neue Theorieperspektive eröffnet, sie jedoch weder theoretisch ausformuliert noch tatsächlich konsequent durchhält. Kommunikation stellt zwar eine zentrale Form der Praxis dar, die eine Soziologie der symbolischen Formen zu untersuchen hätte. Doch Bourdieu scheut die explizite Befassung damit – und lässt daher wesentliche Bereiche der sozialen Welt im theoretischen Abseits liegen.

Kritisch ist anzumerken, dass Bourdieu die Kommunikation, wie andere Formen des symbolischen Handelns auch, letztlich dem Distinktionsstreben unterordnet, also dem Streben der Akteure nach Unterscheidung von anderen und nach Positionierung in der sozialen Welt. Kommunikation ist damit immer Mittel zum Zweck und entbehrt für Bourdieu der Eigenständigkeit, die eine intensivere Beschäftigung mit ihr rechtfertigen würde. Seine ausgesprochen interessanten, weil von etablierten Kommunikationstheorien abweichenden, Ausführungen zur Kommunikation bricht Bourdieu daher ab, bevor sie innerhalb des Theoriegebäudes einen breiteren Raum einnehmen.³⁴

Auffällig bleibt auch der Bruch zwischen den Überlegungen zum sprachlichen Feld und zur gesellschaftlichen Differenzierung. Denn letztere beschreibt Bourdieu als zunehmende Autonomisierung gesellschaft-

33 Vgl. klassische Dramen wie Shakespeares »Hamlet«, deren Handlung immer wieder aus der Spannung zwischen anscheinend geheimem Zwiegespräch und heimlichem Mithörer heraus angetrieben wird.

34 Vgl. Knoblauch 1995, der Bourdieu vorwirft, das sprachliche Feld zu marginalisieren und die Bedeutung von Kommunikation in der modernen Gesellschaft zu unterschätzen.

licher Handlungsbereiche, die in sich jeweils als Felder strukturiert sind. Die Kommunikation, und damit das sprachliche Feld, durchzieht jedoch alle sozialen Bereiche und liegt quer zur sonstigen Verwendung des Feldbegriffs in der Differenzierungstheorie.³⁵ Der Stellenwert von Kommunikation ließe sich allerdings in der Theorie verankern, wenn alle Felder als kommunikative angesehen würden, was durch die Betonung der symbolischen Dimension sozialer Praxis in Bourdieus Feldtheorie bereits angelegt ist. Umgekehrt lässt sich von einem kommunikativen Feld sprechen, wenn der Feldbegriff nicht nur auf der Ebene von Gesellschaft Verwendung findet, sondern auch für intermediäre Formen sozialer Praxis herangezogen wird.³⁶

Neben der nur skizzenhaften Ausführung der Kommunikationstheorie ist auch die Feldtheorie Bourdieus zu kritisieren. Im Begriff des Feldes schwingen alte strukturalistische Denkmuster mit, die begriffliche Gegensätze in den Vordergrund rücken. Demnach denken die Akteure soziale Strukturen in Form von untereinander verbundenen Gegensatzpaaren, und diese Denkstrukturen bilden zusammengenommen die soziale Welt ab. Das politische Feld lässt sich mit diesem Instrumentarium sicher gut abbilden, verwenden doch hier die Akteure ganz explizit solche Gegensatzpaare in ihren Selbstbeschreibungen des Feldes. Die Theorie tut sich jedoch schwer mit einer Streuung von sozialen Merkmalen, die sich nicht in Gegensätze fassen lässt. Bourdieu geht auf dieses Problem zwar insofern ein, als er im Begriff des Feldes als sozialen Raums ganz unterschiedliche Strukturierungsprinzipien mehrdimensional verbinden kann. Allerdings bleibt er die Verbindung von Denkstrukturen zu sozialen Strukturen schuldig, die bei ihm vor allem durch die Sozialisationsleistung des Habitus erfolgt.

Ebenfalls eignet sich die Praxistheorie Bourdieus und die in ihr angelegte Perspektive auf Kommunikation nur in geringem Maße, um die tatsächliche interaktive Dynamik der Kommunikation in konkreten politischen Diskussionsprozessen zu beschreiben. Mit dem Modell des Gegenbaustausches bietet Bourdieu zwar ein grundlegendes Instrumentarium für Analysen auch der Mikroebene von Kommunikation an, seine eigenen empirischen Arbeiten beschränken sich jedoch auf die Untersuchung monologischer Sprechakte wie Reden und einzelne Stellungnahmen, an denen Bourdieu versucht, soziale Prägungen wie etwa sprachlich-rheto-

35 Bourdieu sieht mit dem »Feld der Macht« durchaus ein übergreifendes Feld vor, allerdings nur dieses eine, das auch nicht mit einem vorstellbaren Feld der Kommunikation zusammenfällt, weil es auf anderen Grundlagen beruht.

36 Vgl. Dederichs/Florian 2002 zu einer entsprechenden Anwendung des Feldbegriffs zur Beschreibung von Organisationen.

rische Besonderheiten festzustellen. Demgegenüber erscheint Bourdieus Kommunikationsmodell allerdings besonders geeignet zur Beschreibung öffentlicher und auch politischer Kommunikation, weil es konsequent auf ein Publizitätsmodell umstellt und sowohl die relative Autonomie diskursiver Felder als auch deren Einbettung in größere gesellschaftliche Zusammenhänge zu erfassen erlaubt. Damit löst Bourdieu Teile des bei Foucault als Desiderat erkannten Theorieprogramms ein, auf denen wir im Weiteren aufbauen wollen (neben dem Publizitätsmodell vor allem auf dem Begriff des Spiels und der Struktur sozialer Felder). Gleichzeitig lässt aber auch die aus Bourdieus spärlichen Ausführungen konstruierte Theorie noch wesentliche Aspekte der kommunikativen Dynamik offen.

Diskurse als Interaktionen

Die interpretative Soziologie, zu der wir die Phänomenologie sowie den symbolischen Interaktionismus zählen wollen, verspricht durch ihre Orientierung an der Interaktionssituation den interaktiven Charakter von Kommunikation in den Vordergrund zu stellen. Während bei Bourdieu mit dem Gabentausch ein interessantes Modell sozialer Praxis nur allgemein entwickelt, aber nicht für die Analyse von Kommunikationsprozessen fruchtbar gemacht wurde, nehmen die nun zur Diskussion stehenden Theorien ihren Ausgang von den mikrosoziologischen Prozessen der Interaktion und des symbolischen Austauschs. Von Mead ausgehend bis zu heutigen Arbeiten im Rahmen des interpretativen Paradigmas ist auch ein entsprechender Fokus auf Kommunikation zu erkennen, die ein grundlegendes Interaktionsmedium darstellt.

Sowohl Habermas als auch Bourdieu haben der interpretativen Soziologie viel an Inspiration zu verdanken. Umgekehrt wirft zumindest Bourdieu diesen Theorien vor, zu ausschließlich die Mikroebene des Sozialen zu betrachten und alle Faktoren auszublenden, die sich nicht aus der Betrachtung der Interaktionssituation erschließen. »Der Interaktion zwischen einem niedergelassenen Arzt, einem Krankenhausarzt und einer Krankenschwester liegen Machtverhältnisse zugrunde, die in der direkt beobachtbaren Interaktion nicht immer unmittelbar sichtbar werden« (Bourdieu/Wacquant 1996: 104). Bourdieu wirft dem Interaktionismus vor, die Existenz abstrakter gesellschaftlicher Beziehungen als relevante Größe bei der Analyse von Interaktionen zu vernachlässigen, ebenso wie er den historischen Kontext von Interaktionen zugunsten der aktuellen Präsenz vernachlässige (vgl. dazu auch de Nooy 2003 sowie T. Parsons 1968: 437).

Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass die interpretative Soziologie zwar mikrosoziologisch ausgerichtet ist, aber nicht das Programm des methodologischen Individualismus verfolgt, alle Aussagen auf die Ebene des einzelnen Akteurs zurückzuführen. Im Gegenteil grenzt sie sich von dieser Perspektive ab durch die Betonung der Interaktionssituation, die erst im Zusammenwirken mehrerer Akteure entsteht. Gemäß der soziologischen Grundeinsicht, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile, stellt auch die Interaktion ein Objekt *sui generis* dar, das es in seiner Eigenständigkeit und Besonderheit zu untersuchen gilt. Die Kritik an der mikrosoziologischen Ausrichtung wird außerdem dadurch entkräftet, dass der Interaktionismus nicht bei der Mikroebene des Sozialen stehenbleibt. Er nimmt von dort zwar seinen Ausgangspunkt, verfährt dann aber »Bottom-up« bis hin zur Ebene gesellschaftlicher Strukturen, also der Ebene, deren Berücksichtigung Bourdieu einfordert.

Der Interaktionismus ist dabei in erster Linie eine Handlungstheorie, insofern steht der Akteur im Zentrum des Interesses, und zwar in seiner Eigenschaft als wahrnehmender, interpretierender Teilnehmer an Interaktionen. Dies gilt auch für die Phänomenologie in der Tradition Husserls und ihren Fokus auf die alltägliche Lebenswelt, also den »Bereich, in dem ein sich in Interaktionen spiegelndes Subjekt wachen Bewusstseins pragmatische Wirkhandlungen in der sozialen Zeit ausführt« (Knoblauch 1995: 14). Der Begriff des Bewusstseins ebenso wie der der Wirkhandlung verweisen auf die subjektphilosophische Basis auch der soziologischen Phänomenologie etwa von Alfred Schütz. Dieser analysiert auch eingehend die subjektiven Leistungen, die Akteure in der Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt erbringen, von der Frage der Identitätsentwicklung über die kausalen und zeitlichen Kategorien der Handlungsplanung bis hin zu den Strukturen der Lebenswelt. Gerade der letztgenannte Aspekt ist es, der den Blick der Phänomenologie auf die Interaktion und auf die Kommunikation lenkt.

Im Übergang von den späteren Arbeiten Schütz' zu den Weiterentwicklungen seiner Gedanken durch Thomas Luckmann kommen mit der Analyse der »Strukturen der Lebenswelt«, wie das von Luckmann posthum herausgegebene und ergänzte zweibändige Buch von Schütz treffend heißt, stärker die intersubjektiven Aspekte der Sozialwelt in den Blick, die sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren. Denn deren Deutungen lassen sich nicht aus dem Individuum selbst heraus verstehen, sondern erst aus der Berücksichtigung ihrer sozialen Eingebundenheit heraus. Die eigene Sicht auf die Welt ebenso wie die Selbstwahrnehmung des Akteurs als Handelnder entstehen nämlich aus der Erfahrung der Interaktion mit anderen Akteuren heraus, der »Gesichtsfeld-Beziehung« (vgl. Schütz 1972: 74). Im Gegenüber erkennt der Akteur

sich selbst, und in den Reaktionen des Ego kann er aus der Außenperspektive einen Blick auf sein eigenes Handeln gewinnen, der allen weiteren Handlungen und Handlungsplänen zugrunde gelegt wird. Mit der Berücksichtigung dieser bereits von Mead herausgearbeiteten Reziprozität der Perspektiven gewinnt der Interaktionismus sein soziologisches Profil und Gewicht.

Als Medium der Interaktion kommt der Kommunikation eine zentrale Bedeutung zu (vgl. Knoblauch 1995). Auch wenn die Phänomenologie sich weiter auf das Bewusstsein des interagierenden Subjekts konzentrieren kann, ist damit die Tür aufgestoßen zu einer Verschiebung des Fokus vom Subjekt hin zur Intersubjektivität, die in der Interaktionssituation mit ihrer doppelten Kontingenz ihren markanten Niederschlag findet. Kommunikation bleibt allerdings, ähnlich wie bei Habermas (der sich im Übrigen explizit auf die Arbeiten Schütz' bezieht), immer in der Lebenswelt verankert. Sie versorgt die Kommunikation mit der notwendigen intersubjektiv geteilten Wirklichkeitsfundierung, auf deren Basis erst Kommunikation entstehen kann. Nicht so sehr die Sprache ist es also, die für Sozialität sorgt (wie bei Habermas), sondern vielmehr die durch lebensweltliche Kopräsenz geprägte Interaktionssituation. Diese Grundannahme übergreift die unterschiedlichen interpretativen Ansätze, von der Phänomenologie Schütz' über die Ethnomethodologie und Goffmans Analysen bis hin zu den eher wissenssoziologischen Arbeiten von Berger und insbesondere Luckmann (vgl. Knoblauch 1995: 60).

Dabei steht der Topos Kommunikation zunächst einmal quer zum Fokus auf Handlungen und Akteure. Kommunikation ist – als »kommunikatives Handeln« – nur eine mögliche Form des Handelns.³⁷ Nur einige der dem interpretativen Paradigma zuzurechnenden Forscher haben sich spezifisch oder primär mit Kommunikation befasst (z. B. Luckmann, Knoblauch, die Konversationsanalytiker). Ebenfalls uneinheitlich ist die soziologische Perspektive, die jeweils angewandt wird, also die Wahl der sozialen Ebene, auf die die Betrachtung zielt. Dies wird für die bereits aus den vorangegangenen Analysen sich abzeichnende Frage relevant, auf welcher sozialen Ebene Diskurse zu verorten sind. Der Ausgangspunkt ist zwar immer mikrosoziologisch die Interaktionssituation, doch während zum Beispiel die gesellschaftlichen Aspekte der Kommunikation bei Schütz wie auch bei der Konversationsanalyse vernachlässigt werden, beziehen andere diese Ebene mit ein bzw. interessieren sich

37 Der positive Aspekt dieser Herangehensweise ist ein denkbar weiter Kommunikationsbegriff, der auch nonverbale Kommunikation einschließt. Habermas dagegen, der auch vom kommunikativen Handeln spricht, versteht darunter eine sehr spezielle Form der Kommunikation, wie oben diskutiert.

zentral für diese. Das Spektrum reicht hier von reiner Interaktionsanalyse über die Analyse von Institutionalisierungsprozessen bzw. Traditionalisierungsprozessen bis hin zu wissenssoziologischen Studien über den gesellschaftlichen Wissensvorrat, die eine direkte Schnittstelle zur wissenssoziologischen Diskurstheorie aufweisen (vgl. Knoblauch 2001).

Das Grundmodell von Kommunikation der interpretativen Soziologie lässt sich durch fünf weitgehend zusammenhängende Merkmale charakterisieren: (1) die Kopplung an die Interaktionssituation, (2) die wesentliche Sprachbezogenheit, (3) die Bedeutung des situativen Kontextes, (4) der öffentliche Charakter und (5) die Regelhaftigkeit bzw. Institutionalisierung des Ablaufs der Kommunikation.

Kopplung an die Interaktionssituation: Ausgangs- ebenso wie Mittelpunkt des Modells ist die Interaktion unter Bedingungen der »Face-to-Face«-Situation. So geht Luckmann davon aus, dass sich Kommunikation nur in Interaktionssituationen als wesentliches soziales Phänomen untersuchen lässt (Luckmann 1980: 94).³⁸ Ähnlich beschreibt Soeffner diese Bedingung als »Grundvoraussetzung jeder soziologischen Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher, zeichenhaft vermittelter Orientierung« (Soeffner 1989: 159). Allerdings zeigt sich in der modernen Gesellschaft, dass sich die sozialen Beziehungen weitgehend von der Interaktionssituation gelöst haben und unabhängig von ihr kommunikativ verankert sind. Zwar vermitteln sie sich immer wieder in konkreten Interaktionen, haben aber unabhängig von diesen Bestand und können auch unabhängig von tatsächlicher Anwesenheit wirksam werden. So unterschiedliche Autoren wie Bourdieu oder Parsons sind sich in ihrer Ablehnung einer Fokussierung auf die Interaktion einig: Diese würde die Ebene der Gesellschaft und ihrer Strukturen entweder vernachlässigen oder, versuchte man sie dennoch zu integrieren, die Theoriebildung unnötig erschweren (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 145f.; T. Parsons 1968).³⁹

Sprachbezogenheit: Verbunden mit der Konzentration auf Interaktionen ist auch der Fokus auf Sprache als Medium des kommunikativen Austauschs in der Interaktion, und zwar in der Form der gesprochenen Sprache.⁴⁰ Dies hat dazu geführt, dass ein großer Detailreichtum in der

38 Eine darüber hinausgehende Betrachtung von Kommunikation sieht er gar als »gefährlich« an (Luckmann 1980: 95).

39 Seine Meriten hat ein so strikter »Bottom-up«-Ansatz wie der des Interaktionismus in der Simulation von Sozialität durch Softwareagenten gefunden (vgl. Strübing 1998). Doch auch hier stieß der Versuch, möglichst voraussetzungslos zu modellieren, schnell an Grenzen der Einbeziehung komplexerer Muster.

40 Vgl. Luckmann (1980: 107): »Im Unterschied zum Erleben vieler anderer Gegenständlichkeiten der Lebenswelt des Alltags präsentieren sich

Analyse von Kommunikation berücksichtigt werden kann, da außer den rein semantischen und syntaktischen Aspekten auch die Materialität der Sprache ihren Eingang findet, also die stimmlichen Merkmale, Pausen, aber auch nonverbale Kommunikation als Kontextaspekt der sprachlichen Verständigung. Bereits Mead baute auf der Bedeutung lautlicher Äußerungen (der »vokalen Gesten«) seine Theorie der Reziprozität der Perspektiven auf (vgl. Mead 1968: 100ff.).

Luckmann sieht Sprache als »Hauptsystem der gesellschaftlichen Bewusstseinsformung, Wirklichkeitsvermittlung und Handlungsstruktierung« an und setzt die Leistung der Kommunikation mit der Leistung der Sprache in eins (Luckmann 1980: 106f.). Für Luckmann spielt die Sprache die Rolle der Vermittlung von Strukturen aus der Flüchtigkeit der Interaktionssituation in die Abstraktheit und Dauerhaftigkeit gesellschaftlicher Institutionen und Wissenssysteme. Was dabei allerdings verloren geht, ist zum einen die relative Unabhängigkeit der Kommunikation von Sprache bzw. ihre Vorrangigkeit. Kommunikation ist auch nicht-sprachlich möglich, sie bedient sich nur der Sprache. Vor allem aber entgeht der Analyse zum anderen ein Teil der Lebendigkeit der Kommunikation, nämlich ihre Fähigkeit, nicht nur zu Strukturen zu gerinnen, sondern auch transformierend und verändernd zu wirken, Strukturen reflexiv aufzugreifen und so zu modifizieren etc. Unserer Ansicht nach verstellt der Blick auf Sprache als System den Blick auf Kommunikation als sozialitätsstiftendes Element.⁴¹

Diese Kritik wird auch von Autoren der interpretativen Soziologie geteilt. So betont Knoblauch die Bedeutung der Sprachverwendung im Gegensatz zum sprachlichen System. Insbesondere macht er sich unter Verweis auf Volosinov für eine stärker an die Interaktion rückgebundene Kommunikationstheorie stark: »Sprachliche Kommunikation [...] lebt und entwickelt sich in konkreter Kommunikation und nicht in den linguistischen Sprachformen oder in der Psyche der Sprechenden« (Knoblauch 1995: 37). Diese Sichtweise schließt auch einen grundlegenden Zweifel an der Objektivität von Sprache ein – was ein Akteur mit seinen Worten sagen will, muss nicht zwangsläufig von einem anderen auch so verstanden werden. Entscheidend für den wechselseitigen Bezug der

Sprachformen in einer einzigen Sinnesmodalität. Sie werden als Zeitobjekte erfasst. Im Gegensatz zu vielen anderen Ereignissen in der gemeinsamen Umwelt vergehen sie in ihrer Aktualität sofort, obwohl sie im Moment ihrer Erzeugung ein unbestreitbarer Bestandteil der intersubjektiv aufgebauten »objektiven« Umwelt sind«.

41 Auch gegenüber Habermas lässt sich dieser Vorwurf machen, sich zu sehr auf die Sprache als objektive Struktur zu versteifen und den Aspekt ihrer Nutzung in der Kommunikation zu vernachlässigen.

Akteure aufeinander ist allerdings die Unterstellung, dass der andere in der Lage ist, das Gemeinte zu entziffern.

Diese Annahme bringt ein Problem zum Vorschein: Die Akteure haben zwar ein Interesse an der wechselseitigen Verständigung, doch die Kommunikationssituation bietet nicht zwangsläufig Mittel an, die eine Verständigung sicherstellen würden.⁴² Entsprechend richtet sich das Interesse etwa der Konversationsanalyse auf diejenigen kommunikativen Arrangements, die einen reibungslosen Ablauf der Kommunikation unter derart problematischen Umständen sicherstellen können.

Bedeutung des situativen Kontextes: Einen weiteren Faktor der Kommunikationssituation stellt der lebensweltliche Kontext dar, also alle Aspekte und Rahmenbedingungen, die selbst nicht Teil der Kommunikationssituation sind (z. B. körperliche Präsenz der Teilnehmer, audiovisuelle Wahrnehmung etc.). Mit diesem Kontext kann sich zum einen die Bedeutung des Gesagten verschieben, er wird als relevant für die Interpretation des Kommunizierten angesehen, worin eine Differenz zur Sprechakttheorie in ihrer klassischen Form liegt. Zum anderen können mit dem Kontext auch bestimmte kommunikative Formen verbunden sein, die in anderen Kontexten gar nicht zustande kommen könnten – z. B. ist Klatsch nur unter ganz bestimmten, zunächst situativ zu etablierenden Bedingungen möglich (vgl. Bergmann 1987). Der Kontext wirkt sich also auch als ermöglichernder Rahmen der Kommunikation aus.

Dieser Kontext wird nun als »reflexiv« angesehen, d. h. er wirkt nicht nur als äußere Bedingung auf die Kommunikation ein, sondern kann in ihr auch angezeigt und thematisiert werden. Insofern bestehen Kontext und Kommunikation nicht getrennt. Der Kontextbegriff wird damit allerdings auch vom Materialismus der Praxistheorie Bourdies abgetrennt, der eine weitgehende Determination des kommunikativen Geschehens durch sozialstrukturelle Positionen annimmt. Streng im interaktionistischen Sinn steht der unmittelbare Kontext der Interaktion im Vordergrund, und in einer kommunikativen Interaktion werden auch die weiteren Kontexte bis hin zum gesellschaftlichen⁴³ durch sprachliche oder konversationelle Mittel in die Interaktion eingebunden.

Die Bedeutung des Kontextes für die Kommunikation zeigt sich aber auch in einer weiteren Abgrenzung des Interaktionismus von der

42 Dagegen sieht Habermas in der Sprache ein Medium, das Verständigung ermöglicht – sofern sie (auf)richtig gebraucht wird im Sinne des (reinen) kommunikativen Handelns.

43 Knoblauch entwickelt ein solches Drei-Sphären-Modell des Sozialen: vom unmittelbaren Kontext der Interaktion über den mittelbaren institutionell vermittelten Kommunikation bis hin zum gesellschaftlichen der symbolisch vermittelten Kommunikation (vgl. Knoblauch 1995: 83).

Sprechakttheorie, nämlich in der Wahl von kommunikativen Sequenzen als Grundeinheit der Kommunikation. Während die Sprechakttheorie einzelne Äußerungen in der Idealform Illokution/Proposition als Grundelement betrachtet, vertritt Streeck demgegenüber das Prinzip der »irreducibility of interaction«: Kommunikation lässt sich nicht auf Sprechen als (subjektphilosophisch gedachte) Handlung reduzieren, vielmehr ist davon auszugehen, dass »communicative behaviors and units of social meaning are integrated at a *social* level of organization which transcends individual actor's intentions and actions« (Streeck 1980: 147, Hervorh. im Orig.). Daher muss anstatt eines einzelnen Sprechakts auch eine ganze Interaktionssequenz bei der Analyse zugrunde gelegt werden. Denn dessen Bedeutung lässt sich erst durch seine Stellung innerhalb der Sequenz ermitteln.

Mit dieser Verschiebung des Interesses geraten die Bedeutungen der einzelnen Akte aus dem Blick, stattdessen konzentriert sich die Analyse stärker auf die Mittel, mit denen solche kürzeren oder längeren Sequenzen von zusammenhängenden Äußerungen konstruiert werden können. Neben kommunikativen Markierungen sind die sogenannten kommunikativen Muster ein sehr wichtiges Mittel dabei. Sie bilden typische Abläufe von Kommunikation ab und stellen sie als reflexiver Mechanismus der Kommunikation wieder zur Verfügung.

Öffentlicher Charakter der Kommunikation: Bevor wir uns mit diesem Aspekt der interaktionistischen Kommunikationstheorie beschäftigen, sei zunächst die Bedeutung der Öffentlichkeit diskutiert. Der öffentliche Charakter von Kommunikation wird im Interaktionismus nur am Rande erwähnt, leitet sich aber unmittelbar aus der Annahme der Interaktionssituation als Grundmodell der Sozialität ab. Kommunikation basiert auf symbolischer Übermittlung von Wissen. Mit der Verwendung von Symbolen aber verlässt das Wissen den rein subjektiven Bereich und steht als Symbol ganz unterschiedlichen Akteuren zur Verfügung. Mit einer Äußerung wird das Wissen öffentlich, und kann von unterschiedlichen Akteuren wahrgenommen werden. Gerade der Interaktionismus nach Mead hat ja die Bedeutung des gesprochenen Wortes betont, weil die Laute sozusagen »im Raum stehen« und von *allen* an der Kommunikation Beteiligten in *gleicher* Weise vernommen werden können.⁴⁴

Der Fokus auf das gesprochene Wort hat allerdings dazu geführt, dass die Bedeutung der Interaktionssituation überschätzt und die Abstraktionsleistung der Kommunikation unterschätzt wurde. So ist es mit

44 Vgl. auch Reckwitz 2000: 416 sowie 441 mit einem Verweis auf den öffentlichen Charakter der Interaktionspraxis bei Goffman.

schriftlicher Kommunikation möglich, in ganz anderen Dimensionen vom konkreten Kontext der Lautäußerung zu abstrahieren und entsprechend auch eine andere Dimension von Öffentlichkeit zu erzielen. Diese gesellschaftsweit öffentliche Ebene von Kommunikation, deren Bedeutung insbesondere Derrida herausgestellt hat, ist im Interaktionismus angelegt, wird von diesem aber nur unzureichend behandelt, weil die Mikroebene der Interaktionssituation im Vordergrund steht.

Regelhaftigkeit bzw. Institutionalisierung des Ablaufs der Kommunikation: Auf eine andere Weise versucht die interpretative Soziologie mit den Arbeiten von Luckmann und, darauf aufbauend, Knoblauch die gesellschaftliche Ebene wieder einzuholen. Mit dem Begriff der »kommunikativen Muster« spricht dieser einen Aspekt an, der den gesamten Interaktionismus übergreift: die Annahme der Regelhaftigkeit bzw. Institutionalisierung der Interaktion, die dann auch reflexiv zur Steuerung der Interaktion genutzt werden kann und so die Frage beantwortet, wie denn die Akteure die Schwierigkeit meistern, nicht nur ihr Verständnis, sondern auch ihr Handeln aufeinander abzustimmen.

Bereits Goffman hatte einen Großteil seiner Arbeiten der Analyse der Regeln gewidmet, die alltäglichen Interaktionen unterliegen, und auch ihm war die Bedeutung nicht verborgen geblieben, die Kommunikation dabei hat.⁴⁵ Die grundlegende Annahme dabei ist, dass Kommunikation – in Abgrenzung zum selbstlosen kommunikativen Handeln bei Habermas – immer auf etwas zielt, und zwar auf das Bewusstsein ebenso wie das Handeln des Gegenübers, des Rezipienten. Dieser soll nicht nur eine Information aufnehmen, sondern auch darauf reagieren, zum Beispiel auf eine Frage antworten. »Neben der verhüllten, aber immer implizierten Synchronisierung der Bewusstseinsströme muss aber auch der Vollzug der Handlungen in seinen einzelnen Schritten koordiniert werden: Die *Koordination von Handlungen* zur Kommunikation« (Knoblauch 1995: 54, Hervorh. im Orig.). Beide Motivationen gehören immer zur kommunikativen Handlung eines Akteurs. Und in Bezug auf beide ist Verständigung unabdingbar: Wer etwas mitteilt, will verstanden werden, und zwar sowohl in inhaltlicher als auch in kommunikativer Hinsicht. Die Regelhaftigkeit der Kommunikation bezieht sich nun vor allem auf den zweiten Aspekt, die Koordinierung der Handlungsentwürfe und -vollzüge der Teilnehmer an Kommunikation. Kommunikative Regeln und Institutionen werden in dieser Sichtweise zu einem unverzichtbaren Aspekt von gelingender Kommunikation und bilden wesentliche Elemente der Strukturen der Lebenswelt.

45 Allerdings liegt der Schwerpunkt bei Goffman sicherlich auf den an den Körper gebundenen sozialen Praktiken. Vgl. z. B. Goffman 1983: 4.

Wie bereits für die Bedeutung des Kontextes ist auch in Bezug auf die kommunikativen Strukturen der Lebenswelt der sogenannte »interactionist view« (Goffman 1981: 78) von zentraler Bedeutung, also die Annahme, das Soziale konstituiere sich erst auf der Ebene des aufeinander bezogenen Handelns mindestens zweier Akteure in einer Interaktion. Als grundlegende Annahme prägt diese auch das Kommunikationsmodell: »[...] talk is socially organized not merely in terms of who speaks to whom in what language, but as a little system of mutually ratified and ritually governed face-to-face action, a social encounter« (Goffman 1973: 65). Weder die übergreifende sprachliche Struktur noch die individuellen Handlungen der Akteure sind interessant, sondern vielmehr die Eigengesetzlichkeit der Kommunikation, die Regeln, nach denen sich ein Gespräch vollzieht.

Noch deutlicher als bei Goffman ist die Sichtweise in der Konversationsanalyse vertreten. Schegloff etwa plädiert dafür, bei der Analyse von »talk-in-interaction« tatsächlich von individuellen Handlungsabsichten zu abstrahieren (vgl. Knoblauch 1995: 64; s. auch Bergmann 1981: 22), die Konversation wird als eine »anonyme Maschine« betrachtet, die kommunikative Prozesse sozusagen aus sich selbst heraus hervorbringen kann. Hier scheint eine Verwandtschaft zwischen dem Interaktionismus und der Systemtheorie auf, die ja ebenfalls von einer relativen Unabhängigkeit des Sozialen von den einzelnen Akteuren ausgeht.⁴⁶ Allerdings bleibt für den Interaktionismus immer der Bezug zu handelnden Akteuren aufrechterhalten, wohingegen die Systemtheorie Akteure aus dem Bereich der soziologischen Betrachtung ausgrenzen will (vgl. Knoblauch 1995: 87).

Welche Strukturen sind es nun aber, die die Interaktionssituation ausmachen und als Kontext die Kommunikation strukturieren und beeinflussen? Für Goffman (1983) sind es zum einen die situative Rahmung der Interaktion, also die Form der Zusammenkunft (»civil inattention« oder gar »Bühnenformat«) und die Beziehungen zwischen den Sprechern und zwischen Sprechern und ihren Äußerungen (»Beteiligungsformat«). Zum anderen geht es aber auch um direkt mit der Kommunikation verbundene Steuerungsmechanismen, die bei Goffman vor allem als Rituale angesehen werden: Rituale der Kontaktaufnahme und -beendigung, der Umgang mit Parsequenzen (z. B. Übergang von Fragen zu Antworten) sowie Rituale, die ganze Interaktionen strukturieren (z. B. Einladungen). Bei Goffman werden diese Rahmenbedingungen als extern zur Kommunikation angesehen, sie betreffen den sozialen Status der

46 Den Versuch einer Annäherung der beiden Ansätze unternimmt W. L. Schneider (1994).

Akteure sowie situative Mechanismen. Als Strukturen der Interaktion entstehen sie zugleich aus der Interaktion heraus, sind also nicht unabhängig von diesen zu betrachten. »[...] die unmittelbare Interaktion und deren situative Merkmale bilden die Grundeinheiten für die Ausbildung der Strukturen der Interaktionsordnung« (Knoblauch 1995: 66).⁴⁷

Diese dem Grundsatz des »Bottom-up«-Ansatzes verpflichtete Perspektive einer aus der Interaktion erwachsenden Strukturbildung prägt auch die Analysen kommunikativer Strukturen von Luckmann und Knoblauch. Sie greifen Goffmans Betrachtungen zur »Interaktionsordnung« auf und integrieren sie, setzen den Schwerpunkt allerdings auf die stärker kommunikativ ausgebildeten Strukturen. Bei den sogenannten »kommunikativen Mustern« bzw. »Gattungen« handelt es sich um institutionsartig verfestigte Strukturen der Kommunikation für je spezifische Problembereiche: »Einzelne relevante Kommunikationsprobleme werden gleichsam in die *Form konventioneller Muster* gebracht, die zwar keine Einsicht in die Intentionen spezifischer Einzelner erlauben, wohl aber typische Motivzuschreibungen erlauben und durch die Musterung des Ablaufs die Handlungskoordination regeln« (Knoblauch 1995: 56, Hervorh. St. A.).

Wichtig an dieser Charakterisierung sind die drei hervorgehobenen Begriffe, Form, konventionell und Muster. Denn zum einen handelt es sich bei den Strukturen nicht um die Inhalte der Kommunikation, sondern um formale Aspekte, die den Ablauf der Kommunikation betreffen. Ein Beispiel dafür sind Eingangsformeln in einer Kommunikationssituation, in denen bereits ein großer Teil des Rahmens für die folgende Kommunikation festgelegt wird. Zweitens werden die Strukturen als Muster vorgestellt, d. h. als reflexive Regelmäßigkeiten, die in ihrer Verwendung auf ihren Zweck, nämlich die Erleichterung der Kommunikation, hinweisen und somit nicht im Verborgenen wirken, sondern als Symbole erkennbar sind. Und schließlich gehen Luckmann und Knoblauch nicht von Ritualen aus, sondern von institutionellen Verfestigungen, von Konventionen, die als »kommunikative Institutionen« verstanden werden (Knoblauch 1995: 97).

47 S. aber die explizite Abgrenzung vom Situationismus (Goffman 1983: 4).

Auch Reckwitz verweist auf die Ablösung Goffmans von der Interaktionssituation: »Goffman gibt dem ›interpretativen Ansatz‹ jedoch eine dezidiert ›holistische‹, gegen einen radikalen ›Situationismus‹ gerichtete Wendung: Er betont, dass Rahmen, auch wenn sie notwendigerweise von einzelnen Akteuren angewandt werden, die mit ihrer Hilfe ›die Situation definieren‹, immer als kollektive Bedeutungsrahmen zu verstehen sind, die keineswegs in der Situation, in der ein Akteur sie aktiviert, gleichzeitig neu geschaffen würden« (Reckwitz 2000: 418, Hervorh. im Orig., vgl. Goffman 1974: 274).

Die Muster können als Programme der Kommunikation verstanden werden. »Dieses Gesamt muster bestimmt weitgehend die Auswahl der verschiedenen Elemente aus dem kommunikativen ›Code‹, und der Verlauf der Handlung ist hinsichtlich jener Elemente, die vom Gesamt muster bestimmt werden, verhältnismäßig gut voraussagbar« (Luckmann 1986: 201). Insbesondere Günthner und Knoblauch (vgl. Günthner/Knoblauch 1994: 693) beziehen sich in ihrem Konventionen- bzw. Institutionenbegriff stark auf Gehlens Anthropologie. Damit allerdings bleibt der symbolisch-reflexive Gehalt von Kommunikationsprozessen, wie regelhaft sie auch erscheinen mögen, unterbelichtet, der durch den Ritu-albegriff Goffmans noch zur Geltung kam.

Problematisch ist diese Verschiebung insofern, als sie für Kommunikation im Allgemeinen unterstellt wird, etwa wenn Knoblauch gegen Habermas einwendet, Kommunikation sei grundlegend traditions- statt verständigungsorientiert (s. z. B. Günthner/Knoblauch 1994: 700).⁴⁸ Zwar mag man zu Recht die Idealvorstellungen Habermas' zurückweisen, doch einen Gehlen'schen Institutionenbegriff dagegenzusetzen überzeugt gerade im Fall von Kommunikation nicht. Denn ein solcher Ansatz verfängt sich zwangsläufig in der Dualität von Handlung und Reflexion, wenn er sich nicht einem platten Anti-Reflexionismus hingeben will, wie er Gehlens ursprüngliche Position kennzeichnet.

Die Gesamtheit der Kommunikation in einer Gesellschaft versucht der Begriff des »kommunikativen Haushalts« zu erfassen (Luckmann 1986: 206). Er umfasst neben spontanen kommunikativen Handlungen insbesondere die Gesamtheit der verfügbaren, also bereits verfestigten kommunikativen Gattungen und Muster, die sich der Binnenstruktur der Kommunikation, der situativen Ebene sowie der gesellschaftlichen Ebene des Milieus zuordnen lassen (vgl. Günthner/Knoblauch 1994). Es bleibt letztlich unklar, was genau Gattungen darstellen, ob also bereits die Intonation einer Aussage eine Gattung darstellt, oder ob nicht eher bestimmte regelmäßige Zusammenhänge von Mustern eine Gattung ausmachen.

Klar ist jedoch, dass eine gegebene Kommunikationssituation immer von einer Kombination von Mustern aller drei Ebenen beeinflusst wird und dass es nicht darum gehen kann, alle Muster bzw. Gattungen einer Kommunikationssituation oder eines kommunikativen Haushalts empirisch zu identifizieren (eine solche Aufgabe erscheint ohne Aussicht auf Erfolg, da sich zumindest in Bezug auf letztere Ebene die Muster schnell-

48 Zur Verteidigung der Autoren ist allerdings anzumerken, dass sie selbst auf den symbolischen Aspekt auch der konventionellen Muster hinweisen, wenn sie die Funktion der Gattungen als »Orientierungsrahmen« charakterisieren (Günthner/Knoblauch 1994: 700).

ler ändern dürften als sie erfasst werden können). Vielmehr dient das Konzept der Identifizierung einzelner Muster bzw. Gattungen in ihrer kommunikativen Funktion, und auf diesem Gebiet hat die empirische Analyse dieser Tradition beachtliche Ergebnisse vorgebracht. Zu fragen bleibt dabei jedoch, ob diese letztlich nicht allein anekdotischen Wert haben, wenn sich die unterschiedlichen Bereiche nicht zu einem kohärenten Bild zusammenschließen lassen.

Die Auflistung der Strukturmerkmale der kommunikativen Muster und Gattungen erinnert an die von Foucault in seiner Antrittsvorlesung aufgezählten Bestimmungsfaktoren des Diskurses. Vor diesem Hintergrund soll abschließend eine Zusammenfassung des interaktionistischen Kommunikationsmodells erfolgen, die Bezüge zu den anderen Modellen herstellt und aufzeigt, welche Stellung der Diskurs dabei einnimmt. Trotz der Ähnlichkeit der identifizierten kommunikativen Elemente ist festzuhalten, dass die interpretative Soziologie Kommunikation nicht, wie Foucault und auch Bourdieu, in erster Linie auf der gesellschaftlichen Ebene verortet. Stattdessen können wir das Kommunikationsmodell auf der Mikroebene von Interaktionen im klassischen Sinne der Kopräsenz von Akteuren verorten.

Während Habermas seinen Blick vor allem auf die sprachlichen Strukturen der Kommunikation richtet und Foucault sich für gesellschaftliche Wissensstrukturen interessiert, bleibt die interpretative Soziologie mit diesem Fokus am dichtesten an der konkreten empirischen Erfahrung. Auch für Luckmann und Knoblauch, die die Perspektive auf die gesellschaftliche Ebene ausweiten, bleibt Kommunikation an die Interaktion gebunden. Durch die Betonung der Eigenmächtigkeit kommunikativer Strukturen (insbesondere in der Konversationsanalyse und bei Goffman) gegenüber den handelnden Akteuren macht die interpretative Soziologie außerdem deutlich, dass sie mehr als eine reine Handlungstheorie bietet.

Wie bereits die Sprechakttheorie trifft allerdings auch sie die Kritik, sich am Vorbild der natürlichen, gesprochenen Sprache zu orientieren und vermittelte Kommunikation, wie z. B. schriftliche, nur als abgeleitete, weniger ursprüngliche anzusehen. Das Festhalten am Kriterium der Kopräsenz macht das Modell der interpretativen Soziologie wenig geeignet für die Analyse der aktuell vorherrschenden Kommunikationsformen der Echtzeitmassenmedien und digitalen Netzwerke. Es bietet zwar den Vorzug eines strikten »Bottom-up«-Ansatzes, hinterfragt jedoch zu wenig die Eignung der »Face-to-Face«-Situation als Modell für Kommunikation überhaupt.

Was die Frage des Diskursbegriffs angeht, scheint die interpretative Soziologie dem angelsächsischen »discourse«, mit dem im alltäglichen

Sprachgebrauch Konversation gemeint ist, am nächsten zu stehen. Allerdings bemerkt Knoblauch ganz richtig zu einer solchen Verbindung, diese treffe nicht den eigentlichen Kern des Diskursbegriffs (Knoblauch 2001: 210). Er schlägt stattdessen vor, Diskurse auf der Makroebene der Gesellschaft zu verorten, als »kommunikative Konstruktion von Relevanzen durch ganze gesellschaftliche Gruppierungen« (Knoblauch 1995: 305, vgl. auch Knoblauch 2001), also analog zu Foucaults wissenssoziologischer Ausarbeitung des Diskursbegriffs. Allerdings stellt eine solche Verortung einen Bruch mit der traditionellen Orientierung der interpretativen Soziologie auf die Interaktionssituation dar. Außerdem zeigt sich eine Diskrepanz bei Knoblauch selbst zwischen einerseits der Annäherung des Diskurses an den kommunikativen Haushalt, zu dem dieser als »Pendant« angesehen wird (Knoblauch 2001: 213), und andererseits der Unterscheidung eines auf inhaltlich-thematische Aspekte der Kommunikation bezogenen Begriffs (Diskurs) und eines auf formale Aspekte bezogenen (kommunikativer Haushalt). Während sich an Diskursen (wissenssoziologisch verstanden) vielleicht das Inventar gesellschaftlicher Problemlagen feststellen lässt, erlaubt der kommunikative Haushalt allenfalls Rückschlüsse auf die Probleme der Abwicklung von Kommunikation, nicht aber auf die Inhalte. Schließlich leidet Knoblauchs Vorschlag einer Verbindung des Diskursbegriffs mit der gesellschaftlichen Topik (Knoblauch 1995: 305) auch daran, den Diskurs als Verfestigung von Strukturen, von Positionen zu verstehen und dabei zu vernachlässigen, dass Diskurse es gerade ermöglichen, Gemeinplätze reflexiv zu hinterfragen und in ihrer Wirkung als gewohnheitsmäßig Geglubtes aufzubrechen.

Eine andere Variante der Betrachtung von Diskursen aus der Perspektive der interpretativen Soziologie erscheint daher interessanter, auch wenn sie in der Rezeption nicht ausgeschöpft wird: das ursprüngliche interaktionistische Modell, das Kommunikation bzw. Diskurse unmittelbar an die Interaktionssituation koppelt. Hier bietet der Interaktionismus mit seinem Blick für die Details und Regelmäßigkeiten eine hohe Auflösungsschärfe, die andere Ansätze vermissen lassen.

Allerdings treffen hier auch die bereits geäußerten Kritikpunkte am stärksten. Es gelingt nicht, von der mikrosoziologischen Ebene aus aufzusteigen zur gesellschaftlichen Ebene. Als Gegenpol zur Systemtheorie mit ihrem Fokus auf die systemisch ausdifferenzierten Bereiche des Sozialen ist die interpretative Soziologie ebenso einseitig auf die alltägliche Lebenswelt bezogen. Erst auf der Grundlage einer Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung kann aber der Charakter von Diskursen, diese zu transzendieren und dadurch zu verbinden, zur Geltung kommen. Daher sehen wir den Wert der interpretativen Soziologie für die

Diskurstheorie und -analyse vor allem in Anregungen zum Vorgehen bei der empirischen Untersuchung.

Abschließend soll eine Weiterentwicklung der interpretativen Kommunikationstheorie vorgestellt werden, die versucht, Einsichten der Sprechakttheorie zu integrieren: das sogenannte »common ground«-Modell nach Clark (1996).⁴⁹ Dieses Modell greift Schütz' Vorstellung von einer »konstruktiven Tätigkeit im Alltag« auf (zitiert nach Morel et al. 1997: 88)⁵⁰ und bezieht diese auf Kommunikation. Kommunikation wird als gemeinsame Tätigkeit mehrerer Akteure verstanden. Dies impliziert das Engagement der Beteiligten für eine gemeinsame Sache im Unterschied zu individuell zielgerichtetem Verhalten und betont den überindividuellen, intersubjektiven Charakter von Kommunikation. Ein weiterer Anknüpfungspunkt an das interpretative Paradigma besteht in der zentralen Stellung, die der »Face-to-Face«-Kommunikation unter Bedingungen der Anwesenheit eingeräumt wird. Die Interaktionssituation wird als die in ontogenetischer wie phylogenetischer Hinsicht primäre Kommunikationssituation angesehen und daraus abgeleitet, dass sich die Untersuchung von Kommunikation auch an diesem Typus als Ideal orientieren müsse. »If we are ever to characterize language use in all its settings, the one setting that should take priority is face-to-face conversation« (Clark 1996: 11). Allerdings wird auch der Anspruch vertreten, dass sich alle vorgeschlagenen Begriffe und Unterscheidungen für die gesamte Bandbreite der Formen von Sprachverwendung eignen und bewähren müssen.

Das Modell setzt jedoch auch eigene Akzente: Der Begriff des »common ground« wird herangezogen um den Rahmen der Kommunikation zu charakterisieren und zu analysieren. Die Errungenschaften der Sprechakttheorie in Bezug auf die Intentionen der Beteiligten werden aufgenommen, dabei wird der Intentionen-Begriff umgedeutet in Richtung sozialer Intentionen (»commitments«), also von Intentionen, die auf ein gemeinsames Projekt zielen. Schließlich wird als vermittelnde Instanz zwischen Rahmen und Intentionen die Verwendung von Signalen untersucht, die zur Anzeige von Absichten in der Kommunikation benutzt werden können. Das Ziel eines solchen Kommunikationsmodells

49 Das Modell stellt nicht unbedingt eine eigene Theorie dar, allerdings lässt es sich als eigenständiges Modell klar von anderen wie dem der interpretativen Soziologie abgrenzen. Eine Rezeption des Modells in der Soziologie fand bisher kaum statt, dafür in der Psychologie bzw. Linguistik sowie in der Forschung zur Mensch-Maschine-Interaktion (vgl. etwa Heeman/Johnston 1998; Preece 2000).

50 Allerdings finden sich bei Clark (1996) keine expliziten Bezüge zu Schütz, einzig Goffman wird als soziologischer Gewährsmann zitiert.

ist dabei die Erklärung von Kommunikation als Verständigungsprozess (vgl. Clark 1996: 21).

Kommunikation ist für Clark zunächst eine »joint activity«, die sich aus wechselseitig aufeinander bezogenen Handlungen einzelner Akteure zusammensetzt, den »joint actions«. Diese lassen sich von anderen Handlungen unterscheiden durch die Intentionen der Akteure, die ihr Interesse im Fall von »joint actions« auf das Gelingen der gemeinsamen, koordinierten Handlung legen (ähnlich wie bei Habermas' Begriff des kommunikativen Handelns). Das Modell lenkt nun den Blick insbesondere auf das, was da gemeinsam geschaffen wird, eben den »common ground« als wesentliche Komponente von Kommunikation. Dieser umfasst das Vorwissen, die Überzeugungen und Annahmen sowie weitere Informationen, die die Beteiligten in eine Kommunikationssituation einbringen, soweit sie auf diese bezogen sind. Mit Bezug auf Stalnaker bezeichnet Clark all das als »common ground«, was die Teilnehmer an einer Kommunikationssituation als gemeinsames bzw. geteiltes Wissen aller Beteiligten annehmen (Clark 1996: 38f.). Neben dem vor dem Eintritt in die Kommunikation bestehenden Wissen gehört dazu auch in der Situation gebildetes Wissen, z. B. über den unmittelbaren Kontext der Kommunikation (Ort, Situation) sowie über im Laufe der Kommunikation ausgetauschte Informationen. Der »common ground« stellt also kein statisches Objekt dar oder – wie in der Sprechakttheorie – ein geteiltes Regelsystem, das es nur korrekt anzuwenden gilt, sondern unterliegt einem dynamischen Wandlungsprozess durch die konstruktive Tätigkeit der beteiligten Akteure.

Der »common ground« ist die Basis von Kommunikation und überhaupt jeglicher gemeinsamer Aktivität, die »*sine qua non* for everything we do with others [...]« (Clark 1996: 92, Hervorh. im Orig.). Auf diesem Wege verschiebt das »common ground«-Modell auch die Blickrichtung von den sprachlichen Elementen hin zu einer breiteren Auffassung von Kommunikation. Es sind alle Aspekte einer Situation, die auf den »common ground« einwirken, also haptische, olfaktorische, visuelle und akustische Sinneseindrücke neben den mündlich oder schriftlich übermittelten Wörtern als Signale. Entsprechend der Zweiteilung zwischen performativen Zielen und dem gemeinsamen Interesse an der Konstruktion und Aufrechterhaltung der Kommunikationssituation werden non-verbale wie sprachliche Signale zum einen für die Informationsverbreitung genutzt, zum anderen für die Herstellung des »common ground« durch den Austausch von Informationen und Wissen. Dieser Begriff des »common ground« als kommunikativer Kontext sorgt für eine noch stärkere Verbindung von interpretativem Paradigma und dem Gegen-

standsbereich der Kommunikation als bei den bisher diskutierten Varianten.

Das Modell des »common ground« bietet gegenüber der Sprechakttheorie⁵¹ den Vorzug, die Intersubjektivität und die performative Wirkungskraft des »common ground« zu problematisieren. Allerdings bleiben auch bei diesem Modell verschiedene Kritikpunkte, die abschließend diskutiert werden sollen. Da ist zunächst der besondere Fall der hier zur Untersuchung anstehenden Online-Diskussionen. Vermittelte Kommunikation über Computer und Internet stellt, wie bereits dargestellt, für den Interaktionismus und auch das »common ground«-Modell nur einen abgeleiteten Fall von Kommunikation dar.⁵² Im Vergleich zum Reichtum der »Face-to-Face«-Begegnung muss sie aufgrund der reduzierten Kontext-Signale als defizitär erscheinen.⁵³ Dann aber lassen sich weder die rasche Verbreitung der computervermittelten Kommunikation noch ihre (auch empirisch beobachtbaren) Vorzüge gerade für diskursive Kommunikation erklären.

Ein zweiter Kritikpunkt ergibt sich aus der Kontrastierung des Modells mit poststrukturalistischen Kommunikationsmodellen. Das »common ground«-Modell betont aus seinen Grundannahmen heraus die Gemeinsamkeiten des Wissens und der Intentionen der Kommunizierenden und ist dadurch verführt, die Konflikthaftigkeit und den Kampfcharakter von Kommunikation zu unterschätzen. Denn auch wenn es sich um letztlich geteilte Konventionen und eine in der Tat gemeinsame Basis handelt, ist damit noch nicht gesagt, ob diese Gemeinsamkeit auf einer stabilisierten Harmonie oder auf anderen Mechanismen beruht. Wie Bourdieus Begriff des »Kampfes um die Definitionsmacht« verdeutlicht, kann durchaus umkämpft sein, was den »common ground« ausmacht und wie das gemeinsam geteilte Wissen zu bewerten ist.⁵⁴ Gerade in Diskursen ist anzunehmen, dass sich eine Ebene der Metadiskussion

51 Von der sich Clark ausdrücklich abgrenzt, vgl. Clark 1996: 218f.

52 Vgl. Clark 1999 für die Behandlung im »common ground«-Modell.

53 Ein großer Teil von Forschungsliteratur hat sich auch aus der interaktionistischen Perspektive heraus mit den Problemen befasst, die durch die Abwesenheit von »social cues« in der Kommunikation via Computer entstehen. Vor dem Hintergrund der heutigen Verbreitung von computervermittelter Kommunikation nehmen sich die anfänglich beobachteten Probleme jedoch eher wie Startschwierigkeiten eines neuen Mediums aus denn als echte Hindernisse der Kommunikation.

54 Dass auch diese Kämpfe kommunikativ ausgefochten werden, sagt dabei noch nicht aus, dass ihnen eine harmonische gemeinsame Basis zugrunde liegen muss. Wie bereits in Bezug auf Habermas erläutert, lässt sich dieser Zirkel gelingender Kommunikation immer auch in die Richtung auf eine nicht-konsensuale bzw. nicht-harmonisierte Basis hin auflösen.

auch darum entspinnt, was als »common ground« anzunehmen und zu bewerten ist und was umstritten ist. Das »common ground«-Modell, das vor allem in konversationsanalytischen Studien entwickelt wurde (vgl. auch die Definition von »discourse« bei Clark 1996: 50), tendiert dagegen dazu, den »common ground« allzu unproblematisch als geteilte Basis der Kommunikation vorauszusetzen.

Schließlich ist festzuhalten, dass auch das »common ground«-Modell bei aller Betonung der intersubjektiv geteilten Aspekte der Kommunikation auf einer handlungstheoretischen Grundkonzeption mit individuellen Akteuren und deren Zielen, Intentionen, Plänen etc. aufbaut. Dabei bleibt letztlich das Problem, wie denn bei grundlegender Individualität der Akteure das Gemeinsame des »common ground« etabliert werden kann. Das Modell nimmt ein gewisses Maß an geteiltem Wissen an, will dieses aber gleichzeitig nicht in der Situation oder in der Sprache verankern (wie etwa bei Goffman zumindest teilweise angelegt – vgl. Reckwitz 2000: 440f.), sondern in den Subjekten. Damit wird der intersubjektive Charakter von Kommunikation gegenüber der Betrachtung kognitiver Voraussetzungen und Strukturen vernachlässigt.

Zwischenfazit

Dieser Überblick über alternative kommunikationstheoretische Grundlegungen von soziologischen Diskursbegriffen erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit in Bezug auf das Feld der Diskurs- oder der Kommunikationstheorien. Er beschränkt sich auf soziologische Theorien, und unter diesen auf grundlegende und dementsprechend abstrakte Modelle. Dieses Vorgehen ist dem Zweck geschuldet, Alternativen zu den bei Habermas als problematisch erkannten kommunikationstheoretischen Grundlagen der Diskurstheorie zu identifizieren und ihren Einfluss auf die Beschreibung von real vorkommenden und beobachtbaren Diskursen, wie sie uns beispielsweise in den Fällen von Online-Deliberationen begegnen, zu erfassen. Im Folgenden sollen die zu kritisierenden Aspekte der unterschiedlichen Modelle zusammengefasst und die jeweiligen weiterführenden Aspekte hervorgehoben werden.

An den Theorien von Foucault, Bourdieu und den unterschiedlichen Theorien unter dem interpretativen Paradigma zeigt sich das Problem, der intermediären Ebene von Diskursen gerecht zu werden. Während Foucault einseitig die makrosoziale (und auch zeitlich langfristige) Perspektive betont, konzentrieren sich die interpretativen Theorien auf die Interaktionssituation unter Bedingungen der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht und beschreiben abstraktere Phänomene nur als abge-

leitet. Daher können sie Diskursen mit einer großen Zahl von Teilnehmern, wie den in dieser Arbeit untersuchten, nicht gerecht werden.

Bourdieu, so hatten wir argumentiert, verwendet zwar einen expliziten Diskursbegriff nur in Bezug auf monologische Rede oder einzelne Stellungnahmen, bietet jedoch mit seinem grundlegenden Kommunikationsmodell nach der Metapher des »sprachlichen Marktes« ein Instrumentarium an, das sich auf die intermediäre Ebene zuschneiden lässt. Als wenig hilfreich hat sich allerdings die Untersuchung von Machtbeziehungen erwiesen, die sowohl bei Bourdieu als auch bei Foucault eine zentrale Rolle spielt. Denn durch die Ausweitung des Machtbegriffs von politischer Macht zu sozialer Macht ist dieser zu einem Synonym für soziale Strukturen generell geworden und hat seinen spezifischen Erklärungswert eingebüßt.

Demgegenüber kommt Argumenten, die sich in unseren empirischen Beobachtungen als durchaus relevant und zentral für die Diskurse erwiesen hatten, in den Theorien kein besonderer Stellenwert zu. Am ehesten finden sie als besondere Form von Stellungnahmen in Bourdieus Modell Berücksichtigung, nach dem sie auch in ihrer performativ-reflexiven Wirkung auf die Regeln des Diskurses selbst untersucht werden können. Interessant ist jedoch der Hinweis auf externe Determinanten in Form sprachlicher Merkmale, der bei Foucaults Verweis auf die innerdiskursiven Ausschließungsprinzipien angelegt ist und bei Bourdieu mit der Untersuchung der Rolle von Dialekten sogar im Vordergrund steht.

Neben solchen sprachlichen Einflussfaktoren steuert der Interaktionismus von Goffman unter dem Begriff des »Framings« weitere Randbedingungen von Diskursen bei. Alle Theorien verweisen auch auf die Bedeutung körperlicher Praktiken für die diskursive Kommunikation (für den interpretativen Ansatz z. B. Goffman 1994), die für unsere Be trachtung von Online-Diskussionen allerdings von geringer Relevanz ist, weil ein direkter Einfluss körperlicher Merkmale aufgrund der Textbasiertheit ausgeschlossen werden kann. Schließlich enttäuschen in Bezug auf die Abbildung des interaktiven Charakters der Diskurse vor allem die Theorien von Foucault und Bourdieu, da beide einen monologischen Diskursbegriff zugrunde legen. Das interpretative Paradigma dagegen, und hier insbesondere die Konversationsanalyse und das »common ground«-Modell der Kommunikation, befassen sich eingehend mit den interaktiven Prozessen, wie sie sich auch in den untersuchten Diskurse als charakteristisch erwiesen haben.

Die kurSORische Durchsicht der Theorien hat aber auch einige interessante Aspekte für die Weiterentwicklung der Diskurstheorie erbracht. So wird die Prozesshaftigkeit von Kommunikation besonders im interpretativen Paradigma von der Konversationsanalyse betont und die Me-

chanismen des Übergangs zwischen Äußerungen erfasst. Die Bedeutung von kommunikativen Anschlüssen für Diskurse wurde ja auch schon in unserer empirischen Untersuchung hervorgehoben. Trotz ihrer handlungstheoretischen Ausrichtung haben sich die Theorien des interpretativen Paradigmas weitgehend vom Akteur als Subjekt gelöst, ebenso Foucault (nicht aber Bourdieu). Eine solche Ablösung entspricht zum einen den Intentionen der kommunikativen Wende, zum anderen kommt sie einer Betrachtung von großformatigen, medial vermittelten Diskursen entgegen, in der die Teilnehmer sich wechselseitig nicht als Personen in ihrer vollen Subjektivität begegnen, sondern nur in ihrer Rolle als Teilnehmer. Der Fokus auf Kommunikation als relativ autonome Ebene soll daher auch hier übernommen werden. Damit verbunden ist der Entwurf eines publikationsorientierten Modells von Kommunikation (wie es sich bei Bourdieu finden lässt), bei dem die Äußerungen und ihre Beziehungen untereinander im Vordergrund stehen und die Urheber sowie die Rezipienten zwar relevant, aber nicht bestimmend sind.

Ein Merkmal von Kommunikation, das über alle besprochenen Theorien hinweg verzeichnet wurde, ist der Charakter eines Spiels, also eines Sets von Regeln, nach denen sich die Kommunikation vollzieht, die aber durch die Kommunikation auch geändert und im Diskurs zum Gegenstand gemacht werden können. Insbesondere bei Bourdieus Bild eines Kampf-Feldes (Bourdieu/Wacquant 1996: 134f.) und im Modell des »common ground« kommt der reflexive Charakter des Spiels ebenso zum Tragen wie das grundlegende Einverständnis über eine sachliche, zivil ausgetragene Diskussion, die sich in den untersuchten Fällen beobachten ließ.

Auch die Mehrdeutigkeit von Kommunikation, die vor allem von Bourdieu hervorgehoben wird, stellt einen mit dem spielerischen Charakter von Kommunikation eng verbundenen Aspekt dar. Damit stehen alle drei hier besprochenen kommunikationstheoretischen Modelle im Gegensatz zu Habermas' Sicht, der den Spielbegriff als zu stark pragmatisch konnotiert betrachtet und ihm gegenüber an universalen Regeln festhält. Die empirischen Beobachtungen stützen demgegenüber die Beschreibung von Diskursen als Spiele, in denen die Teilnehmer mit Rollen experimentieren, zu denen sie eine mehr oder weniger starke Motivation aufbringen und deren Regeln nicht festgelegt sind, sondern im Verlauf der Kommunikation immer wieder zum umstrittenen Gegenstand werden.

Schließlich ist in Bezug auf die zeitliche Dimension zu bemerken, dass diese vor allem in der Konversationsanalyse als eigenständiger Aspekt der Kommunikation berücksichtigt wird (für eine Anwendung auf computervermittelte Kommunikation vgl. Kalman et al. 2006b). Auch

bei Bourdieus Praxistheorie spielen Zeit und zeitliche Dauer eine wichtige Rolle. Am Modell des Gabentausches zeigt Bourdieu, dass ihre Beachtung zu einer neuen Perspektive auf bekannte Phänomene führen kann, allerdings verfolgt er die temporaltheoretische Fassung der Theorie in der weiteren Entwicklung nicht konsequent.

Neben diesen Theorien, die sich unmittelbar auf diskursive Kommunikation nach dem einen oder anderen Verständnis richten, ist auf eine weitere soziologische Theorie einzugehen, die einen bedeutenden Beitrag zur kommunikationstheoretischen Grundlegung der Soziologie geleistet, dabei aber einen auffälligen Bogen um den Begriff des Diskurses gemacht hat: die Systemtheorie in der Fassung von Niklas Luhmann. Von ihr sagt zum Beispiel Esser zu Recht, man komme an ihr nicht vorbei, wenn man in der Soziologie über Kommunikation sprechen möchte (Esser 2000: 295).

Andererseits findet sich in keinem der beiden grundlegenden Werke Luhmanns (»Soziale Systeme« und »Gesellschaft der Gesellschaft«) ein Verweis auf Diskurse im Stichwortverzeichnis. Auch in der »Politik der Gesellschaft« findet sich bei genauer Lesart nur eine Stelle, an der Luhmann auf die Diskurstheorie eingeht, als er die Unterscheidung von strategischem und kommunikativem Handeln bei Habermas dahingehend kritisiert, dass durch sie die Fragen der Autorität und der Unsicherheitsabsorption in der Kommunikation vernachlässigt würden (Luhmann 2000: 42, FN 37). Abgesehen von der zuweilen vehement geführten Auseinandersetzung zwischen den Urhebern stehen sich die Diskurstheorie und die Systemtheorie aufgrund ihrer unterschiedlichen Erkenntnisinteressen weitgehend unverbunden gegenüber.

Dennoch könnte die Systemtheorie aufgrund ihrer intensiven Auseinandersetzung mit Kommunikation und dem von ihr entwickelten eigenständigen Kommunikationsmodell einen interessanten Anregungspunkt bieten. In der Tat liegen einige der Ergebnisse, die unsere empirische Untersuchung der Online-Deliberationen ergab, auf einer Linie mit der Betonung von Selbstorganisation und Ausdifferenzierung in der Systemtheorie. Auch die Entwicklung von Habermas' Diskurstheorie verdankt sich zu nicht unwesentlichen Teilen der begleitenden Kritik durch Luhmann, wie sich noch an den Kommentaren zu »Faktizität und Geltung« ablesen lässt (Luhmann 1993 sowie Habermas 1996c).

Doch trotz des grundsätzlich interessanten Modells, das in die bisherige Diskussion an verschiedenen Stellen bereits eingeflossen ist, krankt die Systemtheorie an mehreren für eine theoretische Erfassung von politischen Diskursen im Internet relevanten Schwachstellen. Zu diesen zählt an vorderster Stelle die Schwierigkeit, die die Systemtheorie mit der intermediären Ebene des Sozialen hat, also mit sozialen Phäno-

nen, die sich nicht mehr der mikrosoziologischen Ebene des Handelns oder der Interaktion zurechnen lassen, aber auch nicht der makrosozialen Ebene der Gesellschaft. Bekanntlich setzt Luhmann zwischen die beiden Ebenen die Systemform der Organisation (Luhmann 1975). Entsprechend schlug Luhmann, wenn auch im Bewusstsein, sein angestammtes Gebiet zu verlassen, zur Behebung von Problemen mit Diskursen vor, diese stärker im Rahmen des Sozialsystems Organisation zu konzipieren (Luhmann 1971: 328, 341). Ein weiteres Phänomen der intermediären Ebene, das der politischen Öffentlichkeit, verortet Luhmann unter dem Begriff der öffentlichen Meinung auf der Ebene der Gesellschaft, als Medium, in dem sich die Gesellschaft selbst beobachten kann (Luhmann 2000). Soziale Bewegungen schließlich sieht Luhmann zwar als »eigenständige[n] Typ von sozialen Systemen« an (Luhmann 1994: 59), hält aber dennoch an der Trias von Interaktion, Organisation und Gesellschaft fest (Luhmann 1997: 847ff.).

Doch es ist leicht einsichtig, dass Organisation als Systemtyp nicht hinreicht, um die aufgezeigten Phänomene der intermediären Ebene zu erfassen. Denn der Diskurs zeichnet sich gerade durch die Abwesenheit fester Mitgliedschaftsregeln und Entscheidungen aus, Öffentlichkeit unterläuft die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in funktionale Teilsysteme, und soziale Bewegungen erscheinen als eigene Systemform. Auch die Einordnung des Netzwerkbegriffs in die Systemtheorie bereitet einige Probleme (vgl. Fuhse 2005; Tacke 2000; Bommes/Tacke 2006; Teubner 1992). Nicht zuletzt zeigt die ausgedehnte Diskussion um weitere Systemtypen (Geser 1980; Tyrell 1983; Gerhards 1994), dass der Rekurs auf die Form der Organisation bzw. auf strukturelle Kopplung zwischen Systemen nicht ausreicht, um der intermediären Ebene des Sozialen – und damit Phänomenen wie dem politischen Diskurs – gerecht zu werden.

Eine systemtheoretische Alternative zur Subsummierung von Diskursen unter den Begriff der Organisation hat Bora (2005) vorgeschlagen. Er versteht Diskurse als Strukturen von sozialen Systemen, die »spezifische Weisen des Sprechens-Über-Etwas« ausdifferenzieren (Bora 2005: 1). Sie sind nicht eigenständige Systeme, sondern von Systemen abhängig zur Produktion und Reproduktion ihrer Elemente.⁵⁵ Insofern stellen sie Spezialkommunikationen dar, die aber kein eigenes System ausbilden. Daraus ergibt sich zum einen interessanterweise, dass Diskurse auf unterschiedlichen Systemebenen unterschiedliche Diskurse darstellen, weil sie von ihrem jeweils umgebenden System abhängig

55 S. dagegen Luhmann (1971: 322), der in diesem frühen Text Diskursen durchaus Systemstatus zuerkennt.

sind – der moralische Diskurs eines Interaktionssystems ist nicht identisch mit dem des politischen Systems (Bora 2005: 2). Dies widerspricht etwa dem Diskursbegriff Foucaults, für den sich die diskursive Formation auf ganz unterschiedlichen Ebenen des Sozialen zeigen konnte. Zum anderen bleibt der Diskursbegriff bei Bora insofern schwach, als er nur semantische Zuordnungen von Kommunikation vornimmt, nach denen sich dann zusammenhängende Kommunikationen als Diskurse beobachten lassen sollen (Bora 2005: 23). Damit stellt der Diskursbegriff letztlich nur einen Aspekt von Kommunikation dar, nämlich die Formierung von Prozessen aneinander anschließender Kommunikation, ohne allerdings einen eigenen Beitrag zur Theoriebildung zu leisten. Auch Boras Vorschlag offenbart die Probleme der Systemtheorie mit einem intermedialen Phänomen wie dem Diskurs.

Ein weiterer Kritikpunkt gegenüber einem systemtheoretischen Diskursbegriff besteht im temporaltheoretischen Defizit, wie es vor allem von Malsch (2005a) sowie Malsch und Schmitt (2005) festgestellt worden ist. Luhmann ist zwar zu verdanken, mit der Betrachtung von Kommunikation als zeitlosem Ereignis den Fokus der Kommunikationstheorie auf die Dimension der Zeit gelenkt zu haben. Gleichzeitig allerdings kommt in seiner Fassung des Ereignisbegriffes deren Dauer zu kurz, so dass sich Kommunikationsprozesse nur noch als lose Verknüpfungen von punktuellen Selektionen ergeben, nicht aber als Prozess, der sich in der Zeit und durch Zeit vollzieht (vgl. dazu auch Nadel's Ereignisbegriff als Alternative, Nadel 1957). Für die Kommunikationstheorie bedeutet dies, dass die logisch-semantische Einheit des Kommunikationsereignisses in Widerspruch gerät zu seiner temporalen Zweihheit, nach der es sich auf ganz unterschiedliche Zeitstellen verteilt (Malsch 2005a: 93). Wie wir in der empirischen Studie gesehen haben, spielt jedoch die Zeit als Dauer eine große Rolle bei der Strukturierung diskursiver Kommunikation und sollte theoretisch entsprechend Berücksichtigung finden.

Schließlich besteht eine weitere Unausgewogenheit der Systemtheorie darin, dass sie einerseits stark die Rezeptionsseite der Kommunikation hervorhebt, indem sie Kommunikation sozusagen »von hinten her« aufzäumt, andererseits jedoch an einer »Zwei-Prozessoren-Lehre« der Kommunikation festhält (Gilgenmann 1994), nach der die Autoren wie Adressaten notwendig zur Kommunikation dazugehören. Wie wir bereits diskutiert haben, erlaubt das Publikationsmodell der Kommunikation, dieser Spaltung in Sender- vs. Rezipientenorientierung zu entgehen, was bei Luhmann letztlich einseitig zugunsten des Rezipientenpols aufgelöst wird. Damit wird allerdings eine Untersuchung der Motivation und des aktiven Engagements in einem Diskurs erschwert, die sich in

der vorliegenden Studie als besonders bedeutsam für politische Online-Diskurse herausgestellt hat.

Auch wenn somit das systemtheoretische Kommunikationsmodell nicht weiter verfolgt wird, fließen dennoch einige Anregungen der Systemtheorie in die Diskussion ein. Zu diesen zählt zum einen die Kontingenz-Perspektive, nach der sich die Kommunikation im Diskurs keineswegs allein nach den Kriterien der Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit richtet, sondern gerade auch dann dauerhaft möglich ist, wenn kein wechselseitiger Konsens besteht (vgl. Luhmann 1971: 320f.).

Zum anderen ist Luhmanns Betonung der Bedeutung des kommunikativen Anschlusses zu nennen, der in der Tat eines der zentralen Merkmale von Kommunikation in der Form von Prozessen darstellt und gerade für die Überwindung der mikrosoziologischen Ebene ein geeignetes begriffliches Mittel bietet. Diese beiden Aspekte gehen auch in die folgende Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen diskursiver Kommunikation ein.

Diskurse als Reflexionsspiele

Aufbauend auf den Erkenntnissen aus der Diskussion der normativen Theorie diskursiver Kommunikation sowie möglicher Alternativen soll vor dem Hintergrund der empirischen Analyse von realweltlichen Diskussionsprozessen im Folgenden versucht werden, die Grundzüge eines theoretischen Modells für die Beschreibung von Diskursen zu entwickeln. Mit dem Begriff der »Reflexionsspiele« wollen wir die Kommunikation in einem Diskurs modellhaft so beschreiben, dass die Beschreibung eine Grundlage für die weitere Theoriearbeit liefert und einen engen Bezug zu den empirischen Aspekten diskursiver Kommunikation hat. Das Modell hat somit eine Schnittstellenfunktion – auch für diese Arbeit, indem es einerseits die empirischen Beobachtungen zusammenfassen soll und helfen soll, diese zu interpretieren, andererseits aber auch ein belastbares theoretisches Fundament für die Diskurstheorie und ihre Beschreibung des weiteren politischen Prozesses und des politischen Systems bilden soll.

Zur Formulierung des Modells schließen wir an Krämer an, die in einem Aufsatz den Charakter von computervermittelter Kommunikation als Spiel betont. Sie begründet dies damit, dass durch die technischen Gegebenheiten (insbesondere die Anonymität) die in der »Face-to-Face«-Kommunikation noch gegebenen illokutionären Zwänge nicht

mehr wirksam seien.⁵⁶ An ihrer Stelle gelten Regeln, die nurmehr symbolisch sanktionierbar sind und daher den Charakter von Spielregeln im Sinne Batesons haben (Krämer 1998).

Bateson bezeichnete solche Kommunikationsprozesse als Spiele, in denen ein Rahmen die Gültigkeit bestimmter, von anderen Kommunikationsprozessen verschiedener Regeln festlegt (Bateson 1981: 241ff.). Als weiteren Aspekt nennt er die Verwischung der Unterscheidung von Spiel und Nicht-Spiel, der die Teilnehmer an Spielen ausgesetzt sind. Die in einem Spiel befangenen Akteure nehmen die Spielregeln als gültige Regeln an, sie reflektieren den artifiziellen Charakter des Spiels, also die Unterscheidung von der Außenwelt, nicht mehr. Außerdem haben die Regeln für das Spiel zwar konstitutiven Charakter, aber sie determinieren es nicht.⁵⁷ Vielmehr sind für Bateson das Spiel und die Erfindung des Spiels als »einziges Phänomen« (Bateson 1982: 170) anzusehen, da zum Spiel immer das Moment des Kreativen und Unerwartbaren gehört.

Wir wollen diesen Gedankengang aufnehmen und überprüfen, inwiefern das Spiel ein geeignetes Modell für diskursive Kommunikation darstellt – zwar am Beispiel von Online-Diskursen, aber mit Blick auf die Kommunikationssituation als solche, unabhängig von dem technischen Medium, in dem Diskurse geführt werden. Denn, so die These, was Krämer für computervermittelte Kommunikation beschreibt, lässt sich unter Rückgriff auf Bateson und in Abstimmung mit den empirischen Ergebnissen unserer Studie unter Umständen auf den Diskurs als Kommunikationsform übertragen. Dass dabei das Gewicht illokutionärer Bindungen geringer bewertet wird, entspricht durchaus unserer Einschätzung der Sprechakttheorie als problematisch in Bezug auf öffentliche Kommunikation mit vielen Teilnehmern.

Dazu ist zunächst der theoretische Begriff des Spiels genauer zu untersuchen, der hier nicht als Metapher gebraucht werden soll, sondern konkreter als soziologisches Modell, das zwar Elemente einer Analogie enthält, also Bezüge zu anderen als den betrachteten Phänomenen, das aber dennoch die wesentlichen Bestandteile des Phänomens und die relevanten zwischen diesen bestehenden Beziehungen abbildet (vgl. Mor-

56 Eine ähnliche Sichtweise in Bezug auf die politische Online-Deliberation vertreten Hurrelmann et al. 2002.

57 Ähnlich auch Nadel (1957: 42) und Mannheim, der in Bezug auf durch Konflikt und Wettbewerb gekennzeichnete Handlungsfelder betont: »This interplay of forces does not prevent the game being played according to certain rules, such as property laws or the laws of contract, but usually these define only the framework of the system and not the individual moves in the game« (Mannheim 1950: 298).

rison/Morgan 1999).⁵⁸ Kommunikation nach dem Begriff des Spiels zu modellieren heißt also, dieses nicht nur als Bild für diskursive Kommunikation zu verwenden, das sich dann für den Betrachter erschließt, sondern vielmehr die Merkmale von Spielen zu analysieren und ihre Bedeutung für den Diskurs plausibel zu machen.

Der Spielbegriff hat über disziplinäre Grenzen hinweg das Interesse der Wissenschaft geweckt. Uns geht es allerdings im Folgenden weder um die Theorien des Spiels der Psychologie (z. B. Freud 1920) oder der Anthropologie (Huizinga 1956) noch der Mathematik bzw. Wirtschaftswissenschaft (von Neumann/Morgenstern 1961), sondern um die soziologische Bedeutung von Spielen. Insbesondere Mead hat den identitätsstiftenden Charakter von Spielen herausgearbeitet und gezeigt, dass bereits im Kindesalter durch das freie Spiel verschiedene Rollen und die mit ihnen verbundenen Perspektiven ausprobiert werden (Mead 1968: 187ff.).

Er führte auch die Unterscheidung zwischen Spiel (»play«) und Wettkampf (»game«) ein. Demnach sind bei ersterem die Rollen nicht festgelegt, der Akteur kann frei zwischen unterschiedlichen Perspektiven wechseln. Im Wettkampf dagegen bestehen unterschiedliche, von vornherein festgelegte Rollen, deren wechselseitige Beziehungen von den Teilnehmern simultan zu berücksichtigen sind. Spiel als »game« betont also die Regelhaftigkeit des Spiels, Spiel als »play« dagegen das Experimentieren mit unterschiedlichen Rollen und Perspektiven.⁵⁹ Es ist diese letztere Bedeutung, die gemäß unserer empirischen Studie den Charakter von Online-Diskursen am besten wiedergibt. Denn wie auch in anderen Studien (vgl. Stegbauer/Rausch 2006: 169ff.; Danet 1998; Turkle 1995) zeigten sich in der vorliegenden Studie keine festgelegten Rollenmuster, sondern häufige Rollenwechsel als typische Merkmale des Kommunikationsprozesses.

Allerdings erweist sich mit Blick auf die Online-Diskurse auch ein bestimmtes Merkmal des Wettkampfs als relevant, das wir unter den Begriff der Reflexivität fassen wollen. Wie Mead am Beispiel religiöser Schauspiele bei Naturvölkern zeigt (Mead 1968: 195),wohnt dem Wettkampf nicht nur eine Regelhaftigkeit inne, sondern auch eine Künstlichkeit der Situation, die, und das macht die Reflexivität aus, von den Teilnehmern aus einer allgemeinen Perspektive heraus beobachtet wird.

58 »As a matter of practice, modelling always involves certain simplifications and approximations which have to be decided independently of the theoretical requirements or of data conditions« (Morrison/Morgan 1999: 16).

59 Auf diesen Unterschied verweist auch Wittgenstein, der allgemein die Vielfältigkeit und Unbegrenztheit der Spielformen betont (Wittgenstein 1995: 277, §66).

Im Unterschied zu den spielenden Kindern des »play« machen sich die Teilnehmer am »game« dabei das gesamte Rollenmuster aus der Perspektive eines generalisierten Anderen bewusst, d. h. sowohl die interne Organisation des Spiels als auch seine Beziehung zur Außenwelt, die nicht explizit thematisiert werden muss (z. B. durch Grenzüberschreitungen), sondern auch implizit bleiben kann.

Mead interessierte sich vor allem für die Rolle von Identität als gesellschaftliches Strukturierungselement. Dementsprechend sah er das »play« nur als eine Station auf dem Weg zum Beherrschenden »game« an, also der generalisierten Perspektive eines Akteurs auf sich selbst und seine Rolle im Gefüge der aufeinander bezogenen Rollen. Neben den festen Regeln stehen beim »game« auch die Strategien der Akteure im Vordergrund, die durch die reflexive Anwendung der generalisierten Perspektive auf das eigene Handeln ermöglicht werden.

Einen ähnlichen Fokus auf Spiele legt auch der mikropolitische Ansatz in der Organisationstheorie (vgl. Ortmann et al. 1990: 57-59). So haben Crozier und Friedberg Organisationen als ein Ensemble von Spielen, als »Gesamtheit aneinander angegliederter Spiele«, Crozier/Friedberg 1993: 69) beschrieben. Mit diesem Begriff erfassen sie die vielfältigen Beschränktheiten, denen das Handeln von Organisationsmitgliedern, z. B. Managern, unterliegt. Für jedes Spiel können Regeln identifiziert werden, die mehr oder weniger explizit sind.

Die einzelnen Akteure in der Organisation sind gefordert, Strategien zu entwickeln, die ihnen trotz der unterschiedlichen Anforderungen der Spiele, in die sie verwickelt sind, möglichst großen Erfolg verheißen. Umgekehrt kann eine Organisation mit Blick auf die in ihr gespielten Spiele gestaltet und verändert werden, so dass sich aus dem Ensemble der Spiele und den erwartbaren Spielzügen der Mitglieder ein möglichst großer Nutzen für die Organisation ergibt. Wesentliches Strukturierungsprinzip bei den Spielen ist dabei Macht. Crozier und Friedberg sehen das Handeln in Organisationen als wesentlich machtorientiert an – daher auch die Bezeichnung »Mikropolitik« für diese Richtung der Organisationstheorie (vgl. Burns 1961).

Dieser Ansatz ist einerseits interessant, weil er den Begriff der Spielregeln durchaus problematisiert. Regeln sind nicht unbedingt explizit ausgesprochen, ebenso wenig determinieren sie das Handeln (Ortmann et al. 1990: 57). Außerdem wird die Reflexivität der Spiele betont, insbesondere die Unterscheidung zwischen der Innenperspektive und der Außenperspektive. Der mikropolitische Spielbegriff macht auch deutlich, dass Spielregeln eines Spiels zu Einsätzen in einem anderen, über-

geordneten Spiel werden können, dass also auch die Regeln der Spiele durch Spielzüge verändert werden können.⁶⁰

Problematisch ist allerdings die Orientierung auf strategisches und rationales Handeln hin, die in der Vorstellung von Spielen als Wettkampf mit jeweils anzustrebendem Gewinn angelegt ist. Denn zum einen ist generell gegen die Annahme rationalen Handelns einzuwenden, dass sie – trotz der bei Crozier und Friedberg (1993: 33f.) erfolgten Auseinandersetzung mit der Begrenztheit von Rationalität – das Ausmaß an Routinehaftigkeit, Heuristik und Unreflektiertheit des Alltagshandelns unterschätzt (vgl. Simon 1979; March 1990; Kahnemann/Tversky 1973; Bourdieu/Wacquant 1996: 160). Zum anderen haben unsere Beobachtungen der Online-Diskurse gezeigt, dass in diesem Bereich eine rationale Nutzenorientierung nicht angenommen werden kann, zumindest was die Beteiligung selbst angeht, da sich die besonders aktiven Teilnehmer trotz ihrer relativ geringen Beachtung so überdurchschnittlich stark engagieren.

Schließlich zeigt die Verwendung des Begriffs »games« eine relativ einseitige Betrachtung der sozialen Bedeutung von Spielen, was sich auch in der Betonung der Rolle von Spielregeln (wenn auch im Bewusstsein ihres nicht-determinierenden Charakters) äußert (s. Crozier/Friedberg 1993: 68). Demgegenüber kommt der Aspekt des freien, experimentellen Umgangs mit Handlungsmustern und Regeln zu kurz bzw. kann nur in der Form von »Innovationsspielen«, die allerdings wiederum nach dem Modell von »games« konzipiert sind, einbezogen werden.⁶¹

Ein radikal von den beteiligten Subjekten losgelöstes Verständnis von Spiel hat dagegen Gadamer entwickelt, der vom »Primat des Spieles gegenüber dem Bewusstsein des Spielenden« spricht (Gadamer 1960: 100). Ausgehend von einer Analyse der sprachlichen Verwendung des Begriffs zum Beispiel im Zusammenhang mit Naturbeobachtungen oder

60 Ortmann et al. (1990: 58f.) unterscheiden hier zwischen Routinespielen und Innovationsspielen (»Metaspiele«).

61 Eine interessante Anwendung des Konzeptes eines Ensembles von Spielen, die stärker auf institutionelle Designs abzielt, stellt die Studie von Dutton und Guthrie (1991) zum elektronischen Informationssystem Santa Monicas dar. Darin untersuchen die Autoren die Einbettung von Entscheidungen zur Gestaltung des »civic networks« in den weiteren Kontext der lokalen und nationalen politischen Debatten – konzipiert als »ecology of games«. Diese stärker institutionalistische Perspektive könnte sich als instruktiv für die Konzeptualisierung der weiteren gesellschaftstheoretischen Zusammenhänge von einzelnen Diskursen erweisen – zu denken ist etwa an das von Habermas beschriebene »Netzwerk von Kommunikationsflüssen«, das sich auf die »ecology of games« beziehen ließe.

Technik stellt er fest, das Spiel habe »ein eigenes Wesen, unabhängig vom Bewusstsein derer, die spielen. [...] Das Subjekt des Spiels sind nicht die Spieler, sondern das Spiel kommt durch die Spielenden lediglich zur Darstellung« (Gadamer 1960: 98).

Auch wenn Gadamer nicht den sozialen Charakter von Spielen als kollektive Aktivität vergessen machen will, macht er durch seine poinierte Analyse den autonomen Charakter von Spielen besonders deutlich. Spiele sind zunächst einmal aus ihrer eigenen Logik heraus zu verstehen, und sie erlegen diese Logik denjenigen auf, die an ihnen teilnehmen. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass die Spieler das Spiel nicht unter ihrer Kontrolle haben können, sondern es nur in seinem Verlauf durch ihre Beiträge prägen können. Ebenso grenzt sich das Spiel durch seine Autonomie von der Umwelt ab, in der ganz andere Regeln gelten können, die aber für das Spiel keine weitere Relevanz haben.

Zur Logik von Spielen gehört für Gadamer ganz wesentlich das »Hin und Her«, das auch für den Begriff des Diskurses zentral ist:

»Wir reden vom Spiel des Lichtes, vom Spiel der Wellen, vom Spiel des Maschinenteils in einem Kugellager, vom Zusammenspiel der Glieder, vom Spiel der Kräfte, vom Spiel der Mücken, ja sogar vom Wortspiel. Immer ist da das Hin und Her einer Bewegung gemeint, die an keinem Ziele festgemacht ist, an dem sie endet« (Gadamer 1960: 99).

Auf dieser Grundlage können wir den begrifflichen Rahmen erkennen, den uns der Begriff des Spiels in Bezug auf Online-Diskurse erschließt. Es geht erstens um die Konstitution von eigenständigen Bereichen des Sozialen, und dabei zum einen um die Unterscheidung einer Innenperspektive von der Außenperspektive, zum anderen um den autonomen, auch artifiziellen Charakter der im Spiel geltenden Werte und Regeln (das »Prinzip des Als-ob«, vgl. Gebauer/Wulf 1998: 192). Zweitens geht es um die Formierung von Rollenstrukturen, die zwar die Möglichkeiten der Akteure im Spiel eingrenzen, ihnen aber auch gewisse Freiheiten bei der Ausfüllung der Rolle lassen.

Entsprechend problematisch ist der Gebrauch des Regelbegriffs für Spiele. Während er für solche Autoren im Vordergrund steht, die Spiele als organisierte, fest gerahmte Aktivitäten charakterisieren, steht für andere stärker das Experimentieren mit bestehenden Strukturen und das Schaffen neuer Rollen im Vordergrund. Auch die Bewertung der Beiträge der einzelnen Teilnehmer zum Spiel fällt unterschiedlich aus: Während sie für die eine Seite als strategische Handlungen mit dem Ziel des Spielgewinns gelten, sieht die andere Seite sie als symbolische Akte an,

die neben der Fortführung der Spielhandlung auch deren Modifikation oder gar Infragestellung bewirken.

Goffman, der sich intensiv mit den soziologischen Bedeutungen des Spielbegriffs auseinandersetzt hat, ergänzt diese Merkmale noch um einen weiteren Aspekt, den der »Transformationsregeln« (Goffman 1973: 32ff.). Diese regeln den Zusammenhang zwischen Ressourcen der Teilnehmer, die in der externen Welt relevant sind, und solchen, die im Spiel relevant sind, und bilden ein insbesondere für die soziale Bedeutung von Spielen wichtiges Element.

Als Beispiel kann an Gesellschaftsspiele gedacht werden, bei denen durch die Spielregeln festgelegt ist, dass alle Teilnehmer die gleiche (bzw. eine für jede Rolle festgelegte) Menge der für das Spiel nötigen Ressourcen erhalten. In diesen Spielen werden die Chancen allein durch den Zufall und das Geschick bei der Anwendung der Spielregeln bestimmt, unabhängig davon, ob ein Millionär, ein mächtiger Politiker oder ein Akteur mit geringer Ressourcenausstattung teilnehmen. Andere Spiele, wie etwa Poker, erlauben den Einsatz von Ressourcen aus der realen Welt, mit denen die Chancen innerhalb des Spiels beeinflusst werden. In Spielen können somit ganz unterschiedliche Transformationsregeln zur Anwendung kommen, und von ihnen hängt zu einem guten Teil der Charakter des Spiels ab.

Die Analyse der Transformationsregeln verdeutlicht zwei in unserem Zusammenhang bedeutsame Aspekte. Zum einen zeigen sie eine Trennung zwischen dem Status eines Teilnehmers innerhalb und außerhalb des Spiels an. Das impliziert auch, dass die Beiträge des Teilnehmers zum Spiel relativ unabhängig von seiner Stellung als sozialer Akteur in der Gesellschaft erfolgen. Das Spielgeschehen hat demnach eine relative Autonomie gegenüber der realen Welt, ganz ähnlich, wie Foucault für den Diskurs annahm. Goffmans Begriff der Transformationsregeln verdeutlicht diese Trennung von realer Welt und Spielgeschehen und erlaubt, die Wechselbeziehungen zwischen beiden Ebenen zu beschreiben.

Zum anderen gibt Goffman den Transformationsregeln eine Bedeutung für das Spiel selbst. Nach ihnen bestimmt sich nämlich, inwiefern das Spiel eine Attraktivität auf die Teilnehmer ausüben kann und diese motiviert, sich für das Spiel zu engagieren, »Spaß am Spiel« zu haben (Goffman) bzw. einen »Sinn für das Spiel« zu entwickeln (Bourdieu). Denn einerseits muss das Spiel eine gewisse Offenheit des Ausgangs aufweisen, damit sein Ausgang unvorhersehbar bleibt, es darf gerade nicht durch äußere Faktoren determiniert werden. Nur bei einem prinzipiell offenen Ausgang richtet sich das Interesse der Teilnehmer auf das Spiel selbst, da sie versuchen, aus dem aktuellen Verlauf Schlussfolgerungen über den weiteren Verlauf (sowie ihre eigenen Interventionsmögl-

lichkeiten) zu erlangen. Die unter anderem durch Transformationsregeln herzustellende Offenheit des Ausgangs fokussiert also das wechselseitige Interesse der Teilnehmer am Spiel und schafft eine wesentliche Voraussetzung für seine Fortsetzung.

Zugleich darf andererseits allerdings die Abkopplung des Spiels von der Außenwelt, dürfen die »Regeln der Irrelevanz« (Goffman 1973: 21ff.) nicht zu strikt gehalten sein, da ansonsten eine Spannung auftritt zwischen dem, was die Akteure in der realen Welt für befolgenswert halten, und dem, was innerhalb des Spieles gilt. Wird diese Spannung zu groß, stellt sie das Engagement des Teilnehmers am Spiel in Frage. Außerdem haben die Teilnehmer nach Goffman ein Interesse daran, sich innerhalb des Spiels mit Eigenschaften zu präsentieren, die außerhalb des Spiels angesehen sind und hohe Relevanz haben. Das Spiel ist also immer auch Inszenierung, symbolisches Spiel, Spiegel der Außenwelt, es verschleiert als Spiel seine soziale Wirksamkeit.

Wird dieses Interesse an Inszenierung nicht durch entsprechende Transformationsregeln befriedigt, leidet unter Umständen das Interesse am Spiel darunter. Um attraktiv für potentielle Teilnehmer zu sein, muss ein Spiel diese beiden Aspekte des Außen-Innen-Verhältnisses verbinden: »Ein erfolgreiches Spiel wäre dann eines, das zuerst einmal einen problematischen [im Sinn von offenen, St. A.] Ausgang hat und es dann innerhalb dieser Grenzen gestatten würde, extern relevante Attribute in größtmöglichem Maß zur Schau zu stellen« (Goffman 1973: 77). Diese zwei Aspekte, die relative Autonomie der Beiträge des Spiels von den Teilnehmern und ihrem externen Status und das durch die Ausgestaltung der Transformationsregeln beeinflusste Motivationspotential eines Spiels, erscheinen für die Beschreibung von Diskursen als hochinteressant.

Wie lassen sich diese Merkmale von Spielen, die bisher weitgehend einer handlungstheoretischen Soziologie entstammten, auf Kommunikation übertragen? Wir können uns dazu zum einen an Derrida orientieren, zum anderen an den Beschreibungen von Kommunikation, die deren (relative) Autonomie in den Vordergrund stellen. Wenn wir die spezifischen Merkmale von Spielen für eine Beschreibung von Diskursen nutzen wollen, dann bietet es sich an, den Begriff des Feldes von Bourdieu (der in diesem Zusammenhang, im Unterschied zu seinem Diskursbegriff, auch von Spielen spricht) und das »common ground«-Modell zu verbinden. Denn während letzteres zwar bereits auf Kommunikation bezogen ist, fehlt ihm die Berücksichtigung der internen Strukturiertheit, wohingegen der Feldbegriff von Bourdieu nicht auf Phänomene der Kommunikation bezogen wurde (was allerdings im Begriff des »sprach-

lichen Marktes« durchaus angelegt ist), aber die Autonomie von der Umwelt und die internen Strukturen betont.

Kommunikation in Online-Diskursen hat demnach zunächst einmal konstitutiven Charakter, sie setzt etwas in die Welt. Die Kommunikation löst sich mit dieser Setzung – und darin folgen wir Derrida – von ihrem Ursprung ab, dem Autor oder dem Urheber, und gewinnt ein Eigenleben. Sie tritt in ein öffentliches Feld der Kommunikation ein, in dem sie Anschluss an andere Kommunikation finden kann, in dem sie sich gegen andere Stellungnahmen positionieren kann oder innerhalb dessen sie ein neues Feld konstituieren kann, in dem sich dann weitere Kommunikationen entfalten kann.

Sie bewahrt aber gleichzeitig einen Bezug zu ihrem Ursprung, der symbolisch in sie eingeschrieben ist und durch entsprechende Interpretation zurückverfolgt werden kann. Das Verhältnis zwischen kommunikativem Feld und externer Welt ist allerdings keines der Trennung, sondern ein reflexiv gebrochenes. Denn aufgrund der Transformationsregeln ist eine Beziehung von externer und kommunikativer Welt hergestellt, so dass jede Äußerung, jede Stellungnahme nicht nur ein neues Element im Feld darstellt, sondern zugleich Effekte in der externen Welt haben kann.

Wir können diesen reflexiven Charakter der Trennung von Kommunikationsprozess und Umwelt mit einem Vergleich zur Unterscheidung von Information und Mitteilung verdeutlichen. So wie eine Kommunikation immer als Information oder als Mitteilung verstanden werden kann, so kann eine Kommunikation immer als Spielzug (nach den im Spiel geltenden Kriterien) oder als Handlung (nach den in der Umwelt gelgenden Kriterien) bewertet werden. Eine solche reflexive Trennung bedeutet zwar gegenüber einer klaren System-Umwelt-Differenz einen höheren Grad der Komplexität der Theorie, aber das erscheint durchaus angemessen mit Blick auf die tatsächliche Komplexität von Kommunikationsprozessen, wie wir sie im Beispiel der Online-Diskussionen mit sehr vielen Teilnehmern und sehr großen Mengen an Beiträgen beobachtet haben.⁶²

Bezüglich der Unterscheidung von »game« und »play« legen die empirischen Ergebnisse, wie wir bereits gesehen haben, einen stärkeren Bezug zum »play« nahe, zum spielerischen Umgang mit Regeln und den durch sie ausgewiesenen Rollen. Im Gegensatz zu dem bei Mead untersuchten Spiel eines einzelnen Kindes müssen wir uns allerdings eine kollektive Form des »play« vorstellen, in dem die Teilnehmer sich

62 Eine hohe Komplexität der Kommunikationstheorie forderte übrigens bereits in den 1970er Jahren Merten (1976: 171).

durchaus aufeinander beziehen und auch, zumindest zum Teil, die Perspektive eines generalisierten Anderen einnehmen. Der Unterschied zum »game« liegt also weniger in der Frage einer Gemeinsamkeit des Engagements, sondern eher in der Konkretisierung der Gemeinsamkeit.

Während nämlich eine konsensuale Orientierung, wie sie auch dem Modell des »common ground« entspricht, für die Diskussion in Online-Diskursen nicht angenommen werden kann, besteht dennoch eine wechselseitige Orientierung, die gerade im Versuch zu sehen ist, die Sichtweise der anderen Teilnehmer zu beeinflussen, also in einer Art Kampf. Der Unterschied zu strategischen Spielen besteht dann darin, dass die Teilnehmer keine von Beginn bis Ende des Spiels bestehende Planung vornehmen können, sondern sich aufgrund der hohen Dynamik der Diskussion immer wieder aufs Neue mit dem Stand des Spiels und den Beiträgen der anderen Teilnehmer auseinandersetzen müssen. Die große Bedeutung der Interaktion, die wir in den Diskussionen festgestellt hatten, zeigt, dass die von der normativen Theorie gegen das »bargaining« betonte Revidierbarkeit der Präferenzen auch für die Online-Diskurse relevant ist.

Es finden sich bei genauerer Betrachtung der Online-Diskurse auch einige Elemente, die sich als Formen der Organisiertheit im Sinne von »games« einordnen lassen. Dies betrifft zunächst einen Aspekt, der in der vorliegenden Untersuchung ausgeblendet war – die institutionelle Einbettung der Diskussionen, also ihren organisatorischen Rahmen. Bei diesem handelt es sich insofern um einen »blinden Fleck« der Untersuchung, als alle Fallbeispiele eine möglichst große Ähnlichkeit in Bezug auf den äußeren Rahmen aufwiesen, um dann innerhalb dieses Rahmens die Bedeutung unterschiedlicher Einflussfaktoren (z. B. Moderation, Grad der Anonymität, etc.) besser untersuchen zu können. Von einem solchen Rahmen ist allerdings in der Tat anzunehmen, dass er den Diskurs mit beeinflusst und ihm Regeln vorgibt, wobei es sich jedoch nicht um determinierende Regeln handelt.

Ein weiterer Aspekt, in dem sich ein geregelter Charakter von Online-Diskussionen ausdrückt, ist die beobachtete Selbstorganisation des Kommunikationsprozesses. So stellten wir fest, dass sich bestimmte Regeln für die Anschlussfähigkeit eines Beitrags formulieren lassen und dass sich Rollen und Rollenerwartungen ausdifferenzieren. Deutlich wurde dabei auch, dass diese Formen der Selbstorganisation insofern in engem Zusammenhang mit der motivationalen und reflexiven Komponente der Diskussionsprozesse stehen, als die Teilnehmer zwar Rollen einnehmen, die ihnen ein bestimmtes Engagement abfordern, zugleich aber auch mit diesen Rollen spielen und zwischen ihnen wechseln. Die-

ser spielerische Charakter macht wiederum einen Teil der Attraktivität des Diskurses aus.

Dennoch überwiegt bei Diskursen das Element des freien Spiels, des »play«. Kaum jemand würde wohl von einem determinierten Ausgang eines Diskurses ausgehen, wie er zu einem Wettkampf gehört (wo zwar nicht die Entscheidung selbst, aber die Art des Ausgangs vorab feststeht, vgl. Berne 1967: 61). Auch sind die Regeln und Rollen in einem öffentlichen Diskurs nur vage definiert und werden letztlich erst von den Teilnehmern und ihrem Kommunikationsverhalten geprägt.

Zur Schärfung dieser Position soll noch die Kritik von Habermas selbst am Spielbegriff diskutiert werden, die dieser in der Auseinandersetzung mit Wittgenstein vorbringt. Wie erwähnt, wendet sich Habermas gegen den Begriff des Sprachspiels, weil er darin den pragmatischen Aspekt der Kommunikation gegenüber dem grammatischen zu sehr bevorzugt sieht, also die »linguistische Dimension der Regeln, nach denen Wortketten generiert werden« (Habermas 1984a: 68f.), seiner Ansicht nach vernachlässigt wird. Entsprechend fordert er, Sprache müsse man »ernstnehmen« (Habermas 1984a: 73).

Habermas hat zwar offenbar einen Begriff von strategischen Spielen vor Augen (Habermas 1984a: 73), den auch wir kritisieren. Doch es bleibt Habermas' Kritik am lediglich konventionellen Charakter der Spielregeln (gegenüber universellen Regeln bei der Sprache) und an der Trennung von Spielwelt und realer Welt, die er durch eine stärkere Be- tonung des kognitiven, also auf die wirkliche Welt bezogenen Charakters von Sprache durchbrechen will (Habermas 1984a: 80; vgl. auch Habermas 1985: 241).

Auch wenn es Habermas um den Charakter von Sprache geht und nicht um Diskurse, ist doch anzunehmen, dass er ähnliche Einwände auch gegenüber einer Theorie des Diskurses als Spiel vorbringen würde, da er den Diskurs grundlegend in der sprachlichen Struktur der Argumentation und der Sprechakte verankert. Daher sollen die Einwände an dieser Stelle aufgegriffen werden, um den Charakter von Diskursen als weitgehend freies Spiel zu verdeutlichen.

Gegen die mangelnde Ernsthaftigkeit der Spielregeln lässt sich durch Verweis auf Giddens antworten, der für die Anwendung von Spielen als Modell für soziale Prozesse ebenfalls den freieren Begriff des »play« empfiehlt:

»Regeln werden häufig in Verbindung mit Spielen als formalisierte Vorschriften gedacht. Die in der Reproduktion sozialer Systeme einbegriffenen Regeln entsprechen dem im Allgemeinen nicht. [...] Obwohl die Anwendung von Spielregeln, wie etwa im Schach, als prototypisch für die regelgeleiteten Ei-

genschaften sozialer Systeme, häufig mit Wittgenstein assoziiert wird, kommt dem, was Wittgenstein über das Spiel von Kindern als Beispiel für die Routine des gesellschaftlichen Lebens zu sagen hat, eine größere Bedeutung zu« (Giddens 1988: 69).

Der Spielbegriff legt den Fokus also gerade nicht auf die Regelmäßigkeit des Sozialen im Sinne von festgelegten und wirksamen Regeln, sondern vielmehr auf den konstitutiven, weltschaffenden Charakter, der gleichwohl gewissen Strukturen entsprechen kann, wie wir oben mit Verweis auf die Selbstorganisationsformen der Diskurse gezeigt haben.

Mit der Konstitution eigenständiger Spielwelten kommt dem Spiel zwangsläufig die Rolle einer Trennung von realer Welt und Spielwelt zu, was Habermas ebenfalls zu weit geht.⁶³ Doch gegen diesen Einwand können wir auf die von Goffman betonten Transformationsregeln verweisen, die zeigen, dass zwischen den außerweltlichen und den innerweltlichen Regeln Bezüge bestehen und Spiele in der Tat in ihrer Bedeutung für die reale Welt zu verstehen sind. Diese Einschätzung wird auch von Ortmann und seinen Kollegen geteilt, wenn sie auf die Ernsthaftigkeit von Spielen (als Modell sozialer Prozesse) verweisen: »Natürlich sind Spiele dieser Art – Ernst. Die Wahl des Begriffs soll nicht Friede, Freude und Freiheit suggerieren« (Ortmann et al. 1990: 58).

Die Trennung von realer Welt und Spielwelt kommt auch an anderer Stelle, in Habermas' Kritik der Dekonstruktion, zur Sprache. Dort kritisiert Habermas die Entscheidung Derridas, die Literatur zum Modell für den Diskurs (hier in einem weiten Sinn von umfassenden Text verstanden) zu machen (Habermas 1985: 234). Diese Kritik können wir – mit gewissen Einschränkungen – auf den Versuch übertragen, Spiele als Modell für den Diskurs (nun im konkreten Sinn) heranzuziehen und damit die Ernsthaftigkeit des Sprachgebrauchs, die Habermas zur Grundlage von Diskursen macht, zu unterlaufen.

Habermas verweist dazu auf die Ausdifferenzierung von spezialisier-ten Diskursen nach den unterschiedlichen Geltungsansprüchen der Wahrheit und der normativen Richtigkeit, nämlich den wissenschaftlichen und den moralischen bzw. Rechtsdiskurs. Diese stellen gesellschaftliche Problemlösungskapazitäten bereit, wohingegen die Kunst

63 Genau genommen verwehrt sich Habermas nicht gegen die Trennung einer Spiel- von der realen Welt, wie sich an seiner Kritik der dekonstruktivistischen Literaturtheorie ablesen lässt (Habermas 1985: 219ff.). Dort akzeptiert er die Existenz eines autonomen »Raumes der Fiktion« (Habermas 1985: 240), verwehrt sich allerdings dagegen, dessen Strukturen auf die kommunikative Lebenswelt des Alltags zu übertragen, was freilich die Stoßrichtung der Derrida'schen Argumentation war.

bzw. Literatur mit ihrer ästhetisch-rhetorischen Ausrichtung Kapazitäten der Welterschließung bereitstelle. In der Alltagssprache stehen diese beiden Funktionen in einer »polaren Spannung« (Habermas 1985: 243), die nicht zugunsten der poetischen Funktion (auf unsere Fragestellung übertragen: des spielerischen Charakters) aufgehoben werden dürfe. Dabei geht Habermas seinerseits allerdings ebenfalls von einer Vorrangigkeit aus, nur eben entgegen der Vorstellung von Derrida von einem Prinzip der ernsthaften Geltungsansprüche. So sagt er ganz explizit über die Rolle rhetorischer Formen in der Alltagssprache: »[...] im Bündel vielfältiger Sprachfunktionen treten hier die rhetorischen Elemente zurück« (Habermas 1985: 245).

Wir wollen nun nicht beanspruchen, ein passendes Modell für die Philosophie zu identifizieren, sondern haben den bescheideneren Anspruch, ein Modell für diskursive Kommunikation zu finden. Und in diesem Kontext, der eher der alltagssprachlichen Lebenswelt als einem spezialisierten Feld der Gesellschaft zuzurechnen ist, legen die Beobachtungen unernstes Kommunikationsverhaltens nahe, der Rhetorik einen größeren Platz einzuräumen, als Habermas es in seiner Theorie vorsieht (vgl. auch Young 1986). Da das Ziel der Diskurse gerade ist, Antworten auf neue Fragen zu finden, kommt in ihnen ein kreatives, eben weltschaffendes Moment zur Geltung, das mit dem Modell des Spiels erfasst werden kann.

Sicher beruht die Kommunikation in den Diskursen auch auf der wechselseitigen Erhebung und Kritik von Geltungsansprüchen. Doch diese unterliegen den Bedingungen einer aus dem Alltagskontext entnommenen Kommunikation, die sich einen eigenen Geltungsbereich schafft und mit diesem konstitutiven Akt nicht nur die alltagsweltlich gültigen Regeln suspendiert, sondern zugleich auch die eigenen Regeln reflexiv zur Disposition stellt. Im Diskurs zumindest sind die Teilnehmer gerade nicht dem Entscheidungsdruck der kommunikativen Alltagspraxis ausgesetzt und auch nur grundlegend »auf ein handlungskoordinierendes Einverständnis angewiesen« (Habermas 1985: 233), vielmehr erschaffen sie sich durch ihre Beiträge immer neue, weitere Freiräume.

Die Merkmale des Modells von Online-Diskursen als Spiele lassen sich nach dieser Analyse des Spielbegriffs wie folgt zusammenfassen. Der Kommunikation in Online-Diskursen kommt ein *konstitutiver, weltschaffender* Charakter zu. Der Diskurs grenzt sich als eigener Raum von anderen Kommunikationsprozessen ab, in ihm gelten eigene Regeln, die sich zum Teil nur aus der Geschichte der Diskussion heraus verstehen lassen. Konkret bedeutet das, dass Beiträge zu einem Diskurs bestimmten durch den Diskurs definierten Anforderungen genügen müssen, um

auf Resonanz zu stoßen und nicht als abwegig kritisiert oder durch Nichtbeachtung gestraft zu werden.

Die Diskurse eröffnen durch ihre Abgrenzung auch neue Möglichkeiten für (politische) Positionen und Ideen. Sie erzeugen einen Wert des Spiels, der auf diejenigen, die ihn (und damit das Spiel) akzeptieren, motivierend wirkt und zu einem Engagement herausfordert. Wenn die Teilnehmer in einem Diskurs engagiert und befangen sind, reflektieren sie nicht mehr unbedingt den *autonomen Charakter* und die Differenz zur Außenwelt. Das »Prinzip des Als-ob« nimmt überhand und stützt die Weiterführung des Diskurses.

Doch diese Verschleierung der eigentlichen Welt ist in ihrer Wirkung begrenzt. Gleichzeitig orientieren sich die Teilnehmer auch daran, wie sie außerhalb des Spiels wahrgenommen werden, und engagieren sich nur so weit, wie sie vom Spiel als solchem überzeugt sind. Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine rationale Kalkulation der Teilnehmer, sondern vielmehr um einen Teil des Spiels, in dem ausgehandelt wird, wie die Außenwahrnehmung des Diskurses ist. Beiträge zum Spiel haben den doppelten Charakter eines Beitrags zum Spielerfolg (alleinige Innenperspektive) und dahingehend, dass sie die Außenwahrnehmung des Spiels selbst beeinflussen (alleinige Außenperspektive). Aufgrund dieses doppelten Bezugs handelt es sich nicht um eine strategische Beeinflussung, sondern vielmehr um eine Strukturierung des Diskurses durch Praxis.

Als relativ autonome Bereiche der Kommunikation haben Online-Diskurse einen objektiv-materiellen Charakter, der sich am besten mit dem *Publizitätsmodell* der Kommunikation erfassen lässt. Die Beiträge zu einem Diskurs sind abgelöst von ihren Urhebern, sie bilden durch ihre Bezüge untereinander die Struktur des Kommunikationsraumes. Insofern bestehen illokutionäre Zwänge für die Teilnehmer auch nur soweit, als sie sich innerhalb des Diskurses konform verhalten wollen oder durch ihre Beiträge im Diskurs eine Außenwirkung erzielen wollen und dabei selbst die Trennung zwischen Beitrag und Autor aufheben.

Innerhalb des Diskurses ist es dagegen möglich und unter Umständen durchaus auch erwünscht, seine Meinung zu ändern und von einer bereits geäußerten Position Abstand zu nehmen – zum Beispiel unter dem Eindruck überzeugender Argumente. Diese Offenheit des Diskurses auch für Meinungsänderungen verdankt sich dem von uns als Spiel beschriebenen Merkmal von Diskursen, die Bindung der Äußerungen an ihre Urheber aufzuheben. Wir können diesen Umstand als *Suspension* bezeichnen, weil innerhalb von Diskursen die illokutionäre Bindung unterdrückt, suspendiert wird und dadurch eine Spannung (»Suspense«) erzeugt wird. Diese Spannung entsteht einerseits durch die Verlagerung

der Aufmerksamkeit von den Teilnehmern hin zu den geäußerten Positionen und ihrem Verhältnis untereinander, andererseits durch die Ungewissheit über die Fortsetzung der Kommunikation (Welche Beiträge erweisen sich als anschlussfähig? Welche neuen Anschlussmöglichkeiten werden durch neue Beiträge geschaffen?).

Eine Spannung besteht auch zwischen der Regelmäßigkeit des Diskurses und der Möglichkeit des *experimentellen Probehandelns* im Diskurs sowie zwischen den zielorientierten Interessen der Teilnehmer und der grundsätzlichen Offenheit des Ausgangs des Diskurses, der nicht von ungefähr mit einem Wettstreit assoziiert wird (Elster 1986). Wesentliches Element, das zur Spannungserzeugung beiträgt und gleichzeitig Spannung abbaut, ist der *interaktive Austausch* in Online-Diskursen, das Hin und Her zwischen Beiträgen und Antworten auf Beiträge, das als typisches Bewegungsmuster des Spiels gilt. In Diskursen findet kein Nebeneinander der Aktivitäten statt, wie es beim Betrachten etwa des Gemäldes »Kinderspiele« von Pieter Bruegel dem Älteren (1560) den Anschein haben kann, sondern die Aktivitäten sind aufeinander bezogen, nehmen sich wechselseitig wahr und zur Ausgangsbasis von Folgeaktivitäten.

Tilly spricht in diesem Zusammenhang von »creative interaction« und vergleicht diese mit dem Verhalten von Spielern im Jazz und im Fußball:

»Both jazz and soccer, when well executed, proceed through improvised interaction, surprise, incessant error and errorcorrection, alternation between solo and ensemble action, and repeated responses to understandings shared by at least pairs of players. After the fact, participants and spectators create shared stories of what happened, and striking improvisations shape future performances« (Tilly 2000: 723).

Diese dynamische Interaktivität hatten wir bereits als Merkmal der beobachteten Online-Diskurse festgestellt und versucht, ihr methodisch durch die Betonung kommunikativer Anschlüsse und der zeitlichen Dimension gerecht zu werden.

Gleichzeitig, und dieser Aspekt leitet über zu einem weiteren wichtigen Begriff, sind die Aktivitäten in Online-Diskursen auch auf das Spiel im Ganzen sowie auf die Außenwelt bezogen. Damit ist weniger ein direkter Bezug im Sinne einer Thematisierung gemeint – wie wir in der empirischen Analyse gesehen haben, war die Metareflexivität, also die Bezugnahme eines Beitrags auf den Gesamtdiskurs, nicht prägend für die Diskurse. Vielmehr ist der bereits angesprochene *doppelte Bezug von Beiträgen auf die Innen- wie Außenseite des Spiels* damit gemeint.

Jeder Beitrag zum Spiel hat auch einen ernsten Hintergrund, indem er auf die reale Welt einen mehr oder weniger direkten Einfluss hat. Trotz der Suspension von Urheberschaft können die Beiträge dennoch performative Wirkung entfalten, je nachdem, wie die Transformationsregeln, also die Bezüge des Spiels zur Außenwelt ausgeprägt sind. Bei jedem Beitrag zu einem Diskurs ist im Grunde nicht eindeutig feststellbar (und darauf abzielende Fragen damit suspendiert), ob sich der Beitrag in erster Linie auf das Spiel bezieht oder ob er nicht vielmehr als symbolischer Beitrag auf die reale Welt abzielt. Diese kommunikative Form, die vor allem das Spiel des Theaters prägt, kennzeichnet auch Diskurse und soll von uns als *Reflexivität* des Spiels bezeichnet werden.

Reflexivität wird allgemein als ein grundlegendes Merkmal von Kommunikation angesehen (vgl. Merten 1976, Luhmann 1984: 210, 610ff.). Während Luhmann darunter die Bezugnahme von Kommunikation auf Kommunikation versteht, also eine rein sachliche Reflexivität, dehnt Merten den Begriff auf alle drei Dimensionen des Sozialen aus, neben der sachlichen auch auf die soziale und die zeitliche (Merten 1976: 172). Für ihn besteht Reflexivität in der Tradition Meads auf sozialer Ebene darin, dass die Kommunizierenden sich wechselseitig als solche wahrnehmen und ihr Handeln und ihre Erwartungen auf den jeweils anderen ausrichten. Bei der sachlichen Kommunikation denkt er zwar wie Luhmann an Aussagen über Aussagen, allerdings auch an die Art von Feedback, die durch nonverbale Kommunikation als Kommentar eine Aussage simultan begleitet. Zeitliche Reflexivität schließlich bezeichnet einen Aspekt, den wir auch in den Online-Diskursen beobachten konnten und bereits als Merkmal der Eigendynamik von Spielen angeführt hatten, die Pfadabhängigkeit der Kommunikation, also dass eine Aussage »den Bereich des dann noch oder nicht mehr Möglichen definiert« (Merten 1976: 173).

Dieser Begriff von Reflexivität trifft zwar den Kern, verwischt ihn aber unseres Erachtens durch eine unnötig starke Ausdehnung auf Bereiche, die besser als doppelte Kontingenz (statt sozialer Reflexivität) und Eigendynamik (statt zeitlicher Reflexivität) bezeichnet werden. Zugleich bleibt Merten in einem wichtigen Punkt zu unspezifisch, und zwar in der Frage des Verhältnisses von Kommunikation und Reflexion (Metakommunikation). Wenn Reflexivität Kommunikation über Kommunikation sein soll, dann ist sie selbst zugleich Kommunikation. Bereits in der Diskussion von Habermas' Begriff des Diskurses im Unterschied zu kommunikativem Handeln stellte sich die Frage, ob nicht diskursive Kommunikation auch kommunikatives Handeln ist und wo dann die Unterschiede zwischen beiden liegen. Sowohl Merten als auch Habermas tendieren in ihrer Konzeption zu einer Trennung von Kommuni-

kation und Metakommunikation als zwei unterschiedlichen Formen.⁶⁴ Eine solche Trennung entspricht der Unterscheidung von Handlung und Reflexion, wie sie etwa in der philosophischen Anthropologie von Gehlen verwendet wird. Gegen diese Trennung lässt sich allerdings einwenden, dass damit die Reflexion Gefahr läuft, ausgeschlossen zu werden aus der Betrachtung von Kommunikation (vgl. unsere Kritik an der Zwei-Welten-Theorie von Habermas). Während bei Gehlen die Reflexion als unnötig und überbetont charakterisiert wird (vgl. Lepenies 1967: 65f.), schlägt sich Habermas in seiner Bewertung auf ihre Seite, setzt aber auch die Kommunikation relativ herab und bleibt der Trennung beider Aspekte verhaftet.⁶⁵

Uns geht es dagegen um einen Begriff der Reflexivität, der keine Differenz zur Kommunikation aufmacht, sondern ein Merkmal bestimmter Kommunikationsformen darstellt, das für die Charakterisierung als Diskurs notwendig ist. Wir knüpfen an den praxistheoretischen Begriff von Reflexivität an, der von einer Gleichzeitigkeit von Reflexion und Handlung ausgeht. So charakterisiert Bourdieu die Kommunikation in einem sozialen Feld als »praktische Antizipation« (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 180). Damit ist gemeint, dass ein Sprecher mit seiner Aussage auch ihre Wirkung auf das Feld mit berücksichtigt, also zugleich kommuniziert und auf die bisherige Kommunikation Bezug nimmt (vgl. auch Bourdieu 2001: 267f.) Die Fähigkeit zur reflexiven Kommunikation ist dabei keinesfalls selbstverständlich. Bourdieu spricht in einem ähnlichen Zusammenhang von der »praktischen Beherrschung« (Bourdieu 1987: 122), also etwas, das sich erst in der Praxis einüben und als Fähigkeit, als Kompetenz erwerben lässt, die dann den Sinn für das Spiel mitprägt.

Es darf dabei nicht vergessen werden, dass sich Reflexivität nicht allein auf die Rolle der Sprecher (also die Inzeptionsseite der Kommunikation) bezieht, sondern ebenso den Prozess der Rezeption prägt. Als Beispiel ist an Werbebotschaften zu denken, die vom Publikum in den meisten Fällen (dank redaktioneller oder formattypischer Kennzeich-

64 So im Übrigen auch Malsch mit dem Begriff der Beobachtungskommunikation als einem »ausdifferenzierten, hochspezialisierten Modus« der Kommunikation (Malsch 2005a: 279).

65 Auch in der amerikanischen Forschung wird die Trennung von Kommunikation und Reflexion häufig transportiert. So unterscheiden Levine et al. (2005: 282f.) Deliberation (verstanden als rationale Argumentation) und Dialog (verstanden als verständigungsorientierte, lebensweltliche Kommunikation), um die Bedeutung von Letzterem als Voraussetzung für Ersteren hervorzuheben. Dagegen ist zu fragen, wie denn rationale Argumentation ausgetragen werden soll, wenn nicht durch Rückgriff auf lebensweltliche Kommunikation?

nung) im vollen Bewusstsein ihres intendierten Effekts aufgenommen werden. Die Zuschauer eines Werbespots wissen, dass dieser sich nicht unbedingt am Geltungsanspruch der Wahrheit orientiert, sondern ein strategisches, manipulatives Kalkül verfolgt. Dennoch können sie ihn als Beitrag zum Diskurs der Werbung rezipieren, und er kann Wirkung entfalten, wenn er seinerseits reflexiv mit dem eigenen manipulativen Charakter umgeht und über das Spiel damit seine Botschaft transportiert. Die Reflexivität der Rezeption liegt in der Gleichzeitigkeit von reiner Aufnahme und kritischer Dekodierung der Werbebotschaft.

Reflexivität bezieht sich außerdem nicht allein auf die Kommunikation als ablaufenden Prozess zurück, sondern auf den gesamten Kommunikationszusammenhang, also das diskursive Feld, in dem eine Äußerung gemacht wird. Dies verweist auf einen zweiten wichtigen Aspekt der reflexiven Kommunikation, dass sie nämlich die Ebene der Regeln des Diskurses betrifft. Mit jedem Beitrag zu einem Diskurs werden die Regeln beeinflusst, die ja bei der Art von Spielen, mit der wir es zu tun haben, keine festgeschriebenen sind. Insofern geht es bei jeder Aussage um zwei Bereiche: die unmittelbare Diskussion, zu der die Aussage einen Beitrag leistet, sowie die Frage, wie, worüber und mit wem überhaupt diskutiert wird.

Wenn wir uns das Beispiel der NIMBY-Argumentation eines Teilnehmers einer DEMOS-Diskussion noch einmal vergegenwärtigen, dann zeigt sich in dem Hinweis auf die Belange eines bestimmten Siedlungsgebietes der Versuch, die Agenda der Diskussion zu beeinflussen. Ging es in der Diskussion ursprünglich um eine affirmative Leitbilddiskussion, so kritisierte der Beitrag das Leitbild für seine in einem Punkt naturzerstörenden Auswirkungen. Im weiteren Verlauf der Diskussion zeigte sich, dass es tatsächlich zu einer Erweiterung des Themenspektrums kam, weil mit der Frage der Umweltzerstörung ein relevanter Punkt angesprochen war, der in der Folge von den anderen Teilnehmern intensiv diskutiert wurde. Dagegen gelang es dem Teilnehmer nicht, die Belange seines Wohnviertels auf die Agenda zu setzen, weil dieses Ansinnen als partikularistisch abgelehnt wurde.

Von Reflexivität des Spiels zu sprechen verweist darauf, dass im Spiel trotz des experimentellen Charakters nicht alles möglich ist. Die Regeln (Argumentativität, Anschlussorientierung) fungieren durchaus als Leitlinie, sind allerdings nicht festgeschrieben, sondern werden durch die Spielzüge selbst verändert. Für unseren Begriff der Reflexivität ist wichtig festzuhalten, dass mit der Äußerung auf der Sachebene verschiedene Effekte auf der Diskursebene verbunden waren, die sich nicht klar einer Intention zuordnen lassen, sondern der allgemeinen Reflexivität diskursiver Äußerungen geschuldet sind. Reflexivität lässt sich auf

der Basis der bisherigen Ausführungen bestimmen als gleichzeitige Bezugnahme von Äußerungen auf die vorausgehenden Äußerungen (Prozessreflexivität) und auf den Diskussionszusammenhang im Ganzen (Metareflexivität), auch in seiner Beziehung zur Außenwelt. Die Bezugnahme muss dabei nicht explizit erfolgen, sie wird in den meisten Fällen implizit bleiben.

Anders optiert in dieser Hinsicht Malsch, der reflexive Kommunikation als explizite Bezugnahme versteht (Malsch 2005a: 284). Allerdings mag dies dem Interesse an einer allgemeinen Kommunikationstheorie geschuldet sein, während wir nur Diskurse betrachten. In diesen ist bei jedem Beitrag damit zu rechnen, dass er nur implizit reflexiv ist, was durchaus als Spielregel von Diskursen angesehen werden kann. Das heißt nicht, dass explizite Bezugnahmen nicht auch vorkommen könnten. Auch für diese gilt jedoch umgekehrt, dass sie unter Umständen nur als gewöhnliche Kommunikation rezipiert werden und keinen privilegierten Status unter den Mitteilungen haben.

An eine interessante Beobachtung von Malsch soll in diesem Zusammenhang allerdings angeschlossen werden. Er steht zwar der Möglichkeit einer Selbstbeobachtung skeptisch gegenüber, sieht eine Realisierungschance allerdings in der Verschränkung von Beobachtungsperspektiven zu einem »triadischen Verschränkungsmodell« (Malsch 2005a: 301). Darin sind Beobachter, Beobachtete und Beobachter des Beobachtens zwar in voneinander abgegrenzte Kommunikationsprozesse involviert, zugleich aber kreisförmig reflexiv aufeinander bezogen.

Eine kreisförmig triadische Struktur ließ sich nun in der Tat empirisch in den Diskursen beobachten. Wir hatten sie oben als Rollendifferenzierung zwischen prominenten Teilnehmern, »Alten Hasen« und eher peripheren Teilnehmern beschrieben. Unter Rückgriff auf Malschs Beobachtungstheorie lässt sich diese Trias als institutionalisierte diskursive Selbstbeobachtung begreifen, wenn wir die kommunikativen Bezugnahmen der Teilnehmer, die Referenzen zwischen ihren Mitteilungen, als Indikator für Beobachtungskommunikation ansehen, die in diesem Fall sogar expliziter Art war.

Unser Begriff der Reflexivität versucht außerdem, der Mehrdeutigkeit von Äußerungen gerecht zu werden, indem er offenlässt, ob die entsprechenden Wirkungen intendiert waren oder nicht. Insofern folgen wir der Kritik an der Sprechakttheorie und ihrem Prinzip der Ausdrückbarkeit und legen dem Diskursmodell ein Verständnis von Kommunikation als grundsätzlich mehrdeutig und unkalkulierbar zugrunde. Mehrdeutigkeit bezieht sich dabei sowohl auf die Bedeutung einer Mitteilung als auch auf ihre Auswirkungen innerhalb und außerhalb des Diskurses.

Keane drückt dies in Form einer »rule of indeterminacy« aus: »The price to be paid for a media message is not just money and influence: it is acceptance of the fact that the world of mediated communication is syntactically lax, multisemantic, full of overlapping, sometimes colliding messages, whose meaning is always in the last instance subjectively determined by the interpreters or receivers of messages« (Keane 1999: 18f.). Während der Begriff des Spiels bereits den Formen des Umgangs mit Mehrdeutigkeit Ausdruck geben kann, verdeutlicht der Begriff der Reflexivität, dass den Teilnehmern diese Mehrdeutigkeit bewusst ist und sie von ihnen in die Praxis des Kommunizierens einbezogen wird.

Das reflexive Moment der Spielart Diskurs besteht somit darin, dass die Beiträge zum Diskurs gleichzeitig an den aktuellen Kommunikationsprozess anschließen und auf den Diskurs als Gesamtzusammenhang abzielen – sei es implizit oder explizit. Dies impliziert zum einen, dass Äußerungen im Diskurs nicht aus der Außenperspektive beurteilt werden können, wie dies das Konzept der Geltungsansprüche vorsieht. Stattdessen sind im Diskurs die Geltungsansprüche zunächst suspendiert, da der Beitrag in erster Linie als Beitrag zum Spiel zu verstehen ist.⁶⁶

Der Gedanke der Suspension findet sich besonders anschaulich in Poppers Verbindung von Wissenschaftstheorie und Evolutionstheorie, wenn er sagt, dass der Mensch seine fehlerhaften Hypothesen sterben lassen kann, anstatt selbst das Leben infolge von Fehlern zu verlieren (Popper 1984: 258). Denn so, wie sich durch das hypothetische Denken eine Annahme zunächst im wissenschaftlichen Diskurs mit seinen spezifischen Regeln bewähren muss, so wird auch ein Beitrag zu einem politischen Diskurs zunächst nur an dessen internen Geltungskriterien gemessen. Innerhalb des Diskurses sind daher auch Äußerungen zulässig, die außerhalb unter Umständen zu sofortiger Ablehnung führen würden.⁶⁷ Poppers Zuspitzung dieses diskursiven Mechanismus durch den

66 In diesem Zusammenhang fällt auf, dass zwischen der hypothetischen Einstellung, die von der normativen Theorie von Diskursteilnehmern gefordert wird, und der ebenfalls geforderten Aufrichtigkeit ein interner Widerspruch besteht.

67 Die sogenannte »Chatham House Rule«, die in diplomatischen Kreisen Englands entstand und inzwischen weltweit Verwendung findet, institutionalisiert genau dieses Prinzip. Sie besagt: »When a meeting, or part the reof, is held under the Chatham House Rule, participants are free to use the information received, but neither the identity nor the affiliation of the speaker(s), nor that of any other participant, may be revealed.« Damit soll eine Kommunikation gefördert werden, die offen und sachorientiert ist und in der auch ungewöhnliche und experimentell-abtastende Äußerungen erlaubt sind. Die Bindung der Sprecher an ihre Äußerungen, die für die

Vergleich mit der Evolution zeigt auf, worin der Wert einer solchen Trennung zwischen Innen- und Außenperspektive liegen kann.

Zum anderen wird deutlich, dass ein Beitrag erst vermittelt über die reflexive Dimension eine Außenwirkung erzielt. Diese Wirkung kann aus einer Beobachterperspektive beurteilt werden, nicht aber der Beitrag selbst oder die innerdiskursive Wirkung. Zwischen Beitrag und Außenwirkung ist die Eigendynamik des Spiels geschaltet, also die sich im Prozess des Spiels herauskristallisierenden Regeln, nach denen sich erst bestimmt, welche Beiträge eine Wirkung entfalten können und welcher Art diese Wirkung ist. Da diese Regeln nicht feststehen, sondern sich aus der Dynamik des Spiels und seiner Beiträge ergeben, handelt es sich nicht um Determination, sondern um einen emergenten Effekt. Da dieses Zusammenspiel von Reflexivität und Spiel charakteristisches Merkmal von Diskursen ist und zugleich seine soziale Wirksamkeit bestimmt, wollen wir die Art von Diskursen, wie wir sie im Internet beobachten konnten, als Reflexionsspiele bezeichnen.

Durch die Verknüpfung der zwei Begriffe in einem Wort soll auch deutlich gemacht werden, dass die von Habermas unterschiedenen zwei Welten der Kommunikation, die normale und die reflexive, nicht als getrennt zu betrachten sind, sondern als verschränkt und aufeinander bezogen. So wie nach Krämer die Sprache ein Medium bereitstellt, das sowohl den Vollzug als auch die Dispensierung des Handelns ermöglicht (Krämer 2001: 74), so ermöglicht der Diskurs als Reflexionsspiel sowohl den Vollzug als auch die Reflexion der Kommunikation.

Vor diesem Hintergrund können wir das hier vertretene Diskursmodell klarer gegenüber zwei anderen Modellen abgrenzen. Es unterscheidet sich auf der einen Seite von Habermas' Modell, das die Rationalität von Diskursen betont und die normale Kommunikation als Störfaktor dabei ansieht, auf der anderen Seite von Luhmanns Modell (sowie dem daran anschließenden von Bora), das Diskurse als normale Kommunikationsprozesse konzipiert und der reflexiven Ebene keine privilegierte Stellung einräumt. Das Modell des Reflexionsspiels zeigt dagegen auf, dass Diskurse der Prozessdynamik der Kommunikation folgen, dabei aber einer eigenen Logik folgen, aus deren Autonomie heraus sie eine reflexive Kraft gewinnen, die sich auf die außerdiskursive Umwelt auswirken kann.

Einforderung von Geltungsansprüchen wesentlich ist (und für das Erzielen verbindlicher Entscheidungen, vgl. Hurrelmann et al. 2002), wird durch diese Regel gezielt aufgehoben, ohne allerdings die Wirksamkeit des Diskurses zu beeinträchtigen.